

medien

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

& zeit

**Symposium zur
Jahrtausendwende:**

Mystik der Zahlen

Apokalyptische Visionen

**Prognosen in der
BR-Hörfunkreihe 1979/80**

**Zukunftserwartungen
im Fin de Siècle**

**Transdisziplinäre
Kommunikationsansätze:**

**Der Witz im
sozio-kulturellen Kontext**

**Konstruktionen des
„Fremden“**

1/2001

Jahrgang 16

Uni-Shop im NIG

*Deine Fachbuchhandlung für Publizistik- und
Kommunikationswissenschaften*

*Dein Vorteil ist unser Ziel:
mehr Bücher, mehr Skripten, mehr Service*

Uni-Shop im NIG

1010 Wien
Universitätsstraße 7
Tel.: 42 77 / 298 13

Öffnungszeiten

Montag 8.30 bis 18.30 Uhr
Dienstag bis Donnerstag
8.30 bis 17 Uhr
Freitag 8.30 bis 15 Uhr

Fachbücher

Wir haben unsere Publizistik-Abteilung erweitert! Ab sofort findest Du bei uns eine noch größere Auswahl an Fachliteratur für Dein Studium. Sollte trotzdem einmal ein Titel nicht lagernd sein, bestellen wir natürlich jedes gewünschte Buch. Außerdem gibt es für etliche Bücher Hörerscheine, mit denen Du bei uns 20 % weniger zahlst.

Skripten

Für zahlreiche Lehrveranstaltungen bekommst Du bei uns Skripten zu günstigen Preisen. Wir erweitern unser Angebot laufend und bemühen uns, möglichst aktuelle Skripten anzubieten. Damit Du Dich optimal auf Prüfungen vorbereiten kannst, sind unsere Skripten von den Professoren vidiert. Außerdem beraten wir Dich gerne, wenn Du nicht sicher bist, was Du zur Prüfungsvorbereitung brauchst.

Service

Kompetente Beratung beim Einkauf
Bestellung und Versand
Kopiererbetreuung vor Ort

WUV | UNIVERSITÄTSVERLAG

Berggasse 5
A-1090 Wien
Tel.: 0043 / 1 / 310 53 56
Fax: 0043 / 1 / 319 70 50

medien & zeit

Inhalt

Rückblick auf den Ausblick auf den Fortschritt Das Millennium als Medienthema – und als Tagungsthema	4
Markus Behmer	
Die Macht der Zahlen und die Ohnmacht der Vernunft	10
Wolfgang Eichhorn	
Die Banalität der späten Zahl Der Jahreswechsel 1998/99 als Anlaß zu apokalyptischer Spekulation in Zeitung und Film	19
Tanja Busse	
Perspektiven ins Jahr 2000 Ein Rückblick auf eine Hörfunkreihe zum Jahreswechsel 1979/80	29
Franz J. Bautz	
Die Jahrhundertwende 1900 als historisches Thema	35
Frank Möller	
Ein Groer-Witz Gedanken in Anlehnung an Sigmund Freud's „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten“	42
Gerhard Kubik	
Konstruktionen „des Fremden“ Zwei Ansätze zur Untersuchung eines diffusen Phänomens	48
Peter H. Karall	
Rezensionen	61

Impressum

Medieninhaber.

Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, A-1180 Wien, Postfach 442
<http://muz.pub.univie.ac.at>
WAP: <http://muz.pub.univie.ac.at/wap/>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Redaktion:

Eszter Bokor, Wolfgang Duchkowitsch, Gerhard Hajicssek,
Silvia Nadjivan, Ruth Stifter

Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),
Univ. Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),
Prof. PhD. Ed Mc Luskic (Boise, Idaho),
Dr. Robert Knight (London),
Univ. Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),
Dr. Edmund Schulz (Leipzig),
Prof. emer. Dr. Robert Schwarz (S. Palm Beach, Florida)

Druck:

Buch- und Offsetdruckerei Fischer,
1010 Wien, Dominikanerbastei 10

Erscheinungsweise:

Medien & Zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): öS 60,- / € 4,36

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 220,- / € 15,99
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): öS 300,- / € 21,80

StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 160,- / € 11,63
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): öS 240,- / € 17,44

Bestellung an:

Medien & Zeit, A-1180 Wien, Postfach 442
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz:

Grundlegende Richtung:

Medien & Zeit ist eine wissenschaftliche Fachzeitschrift für
historische Kommunikationsforschung. Sie will Forum für eine
kritische und interdisziplinär ausgerichtete Auseinandersetzung über
Methoden und Probleme der Kommunikationsgeschichte sein.

Medieninhaber,

Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, A-1180 Wien, Postfach 442

Vorstand des AHK:

Univ.Do. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann),
Gisi Icha (Obmann-Stv.),
Barbara Pilgram (Obmann-Stv.),
Mag. Fritz Randl (Geschäftsführer),
Claudia Spitznagel (Schriftführerin),
Mag. Michaela Lindinger (Schriftführerin-Stv.),
Mag. Wolfgang Monschein (Kassier),
Bernd Beutl, Bettina Brix, Mag. Edith Dörfler,
Dr. Norbert P. Feldinger, Gerhard Hajicssek, Herbert Ilmer,
Mag. Peter H. Karall, Mag. Silvia Nadjivan,
Mag. Wolfgang Pensold, Dr. Thomas Steinmaurer,
Dr. Herwig Walitsch

Editorial

Im Jänner 2000 fand in der Akademie für Politische Bildung Tutzing ein Symposium zum Thema „Ein Rückblick auf den Ausblick auf den Fortschritt“ statt. Hauptorganisator war die Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (DGPK). Einige Tagungsbeiträge sind für dieses Heft zusammengestellt worden. Markus Behmer, Mitorganisator des Tutzinger Symposiums, erläutert in seiner Einführung die Ausgangslage und Motivation dieser Veranstaltung.

Wolfgang Eichhorn widmet sich in seinem Artikel der tradierten Faszination und dem damit einhergehenden unreflektierten Umgang mit „runden Daten“, indem er die Bedeutung von Zahlen in ihren geschichtlichen Zusammenhang stellt.

Tanja Busse bietet eine Analyse jener apokalyptischen Visionen, die, verbunden mit dem Eintritt ins dritte Jahrtausend, die bundesdeutsche Print- und audiovisuelle Medienlandschaft bestimmt haben. Die untersuchten Texte betrachtet sie vor allem im Kontext religiöser und mythischer Motive wie auch aus kulturtheoretischer Perspektive.

Franz J. Bautz, ehemaliger Leiter der Abteilung Kulturkritik beim Bayerischen Rundfunk, erinnert sich in seinem Beitrag an eine wissenschaftliche Diskussion von 1979/80 im Rahmen einer Hörfunkreihe des Bayerischen Rundfunks. Die DiskussionsteilnehmerInnen versuchten damals aus ihrer gesellschaftlichen Wirklichkeit heraus einen Ausblick auf das Jahr 2000 zu geben.

Unter dem Aspekt der Erfahrungsgeschichte untersucht Frank Möller Zukunftserwartungen der wilhelminischen Elite zur Jahreswende 1899/1900. Eine seiner zentralen Fragen ist die nach der Bedeutung des „Fin de siècle“ vor hun-

dert Jahren, wobei er die Befindlichkeit dieser Elite mit Hilfe der Projektionsfläche „Zukunft“ rekonstruiert.

Nach den Tagungsbeiträgen werden in diesem Heft psychoanalytische und kulturanthropologische Kommunikationsansätze wie auch deren Anwendung vorgestellt, die bisher innerhalb der Kommunikationswissenschaft zum Teil wenig Beachtung gefunden haben. Gerhard Kubik fokussiert in seinem Artikel eine der letzten Formen von Oralliteratur: den Witz. In Anlehnung an Sigmund Freuds „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten“ veranschaulicht Kubik das Spannungsverhältnis zwischen subjektiver Wirklichkeit und gesellschaftlichen Normen – historisch vergleichend anhand von zwei Fallbeispielen.

Im Zuge seiner Ausführungen zu Konstruktionen des „Fremden“ stellt Peter H. Karall schließlich jene wissenschaftlichen Theorien vor, die sowohl die Analyse des Begriffskomplexes „Fremdheit“ als auch den analytischen Umgang mit „dem Anderen“ wesentlich beeinflusst haben. Sein Hauptaugenmerk richtet Karall auf Otfried Schöffers phänomenologisch inspirierte „Modi des Fremderlebens“ sowie auf Mario Erdheims vier Tendenzen im wissenschaftlichen Umgang mit „dem Fremden“. Innerhalb der Kommunikationswissenschaft könnten diese Ansätze eine fundierte Ausgangslage für (transdisziplinäre) Untersuchungen von Medieninhalten bieten.

ESZTER BOKOR
WOLFGANG DUCHKOWITSCH
GERHARD HAJCSEK
SILVIA NADJIVAN
RUTH STIFTER

Rückblick auf den Ausblick auf den Fortschritt

Das Millennium als Medienthema – und als Tagungsthema

Markus Behmer

Wie viel wissen Sie? Testen Sie Ihre Allgemeinbildung“ forderte das Nachrichtenmagazin *Focus* seine Leser in der (bereits als Nr. 1/2001 erschienen) letzten Nummer des Jahres 2000 auf¹, der *Spiegel* gab sich mit dem Titelthema „Jenseits des Wissens. Woran glaubt der Mensch?“ spirituell-besinnlich², und bei der *Süddeutschen Zeitung* war „BSE-Krise rüttelt die Politiker auf“ der Aufmacher³. *Bild*, immerhin, verkündete über dem Bruch den „Flug in eine neue Dimension“, gemeint war aber nicht eine Zeitenwende, sondern – ganz konkret – der Skispringer Martin („Adler“) Schmidt.⁴ Ruhig ist es ausgeklungen, das zweite Jahrtausend nach christlicher Zeitrechnung, ruhig hat es begonnen, das dritte Jahrtausend in deutschen Redaktionen. Business as usual – ein Jahreswechsel wie andere auch, keine „Millennium“-Schlagzeilen, kaum Sondernummern (sieht man einmal von der *Woche* ab, die in einer „Doppelausgabe Weihnachten & Neujahr“ ihre Leser unter der Schlagzeile „So lebt der neue Mensch“ auf eine „Expedition ins 21. Jahrhundert“ schickte⁵).

Wie viel heftiger war da doch Ende 1999 die mediale Inszenierung: Schon Monate zuvor wurde ein vergangenes Jahrhundert besichtigt, ein neues projiziert, ein Event vorausseilend zelebriert.

Wann soll man ein Kind zeugen, damit es zum Millenniums-Baby wird – also genau am 1. Januar 2000 zur Welt kommt? Wo wird das schrillste, das hipste, das mondänste Millenniums-Fest steigen? Wieso sollte man am Neujahrstag keine Flugreise machen, sich vorher mit ausreichend Bargeld und Lebensmitteln versorgen, warme Decken bereithalten? Oder: Welche waren die bedeutendsten Denker des zweiten Jahrtausends, wer die größten Künstler, was die wichtigsten Erfindungen? Welche Fußballer bildeten das Dream-Team des Jahrhunderts, wem gebührt der Spitzenplatz in der Rangliste der Filmstars oder Massenmörder? Und: Werden die Menschen im

21. Jahrhundert nur mehr per Videokonferenz und Internet kommunizieren? Wird die Brennstoffzelle den Individualverkehr revolutionieren, werden die Industriestaaten zu reinen Freizeitgesellschaften degenerieren? Wird die Menschheit das Weltproblem Hunger lösen oder sich kollektiv mit Gen-Food (BSE war damals in Deutschland wie in Österreich noch nicht so hoch auf der Tagesordnung) vergiften? Themen und Fragen wie diese beherrschten die Zeitungen und Zeitschriften; Rückblicke und Ausblicke, historische Rankings, lange Zeiträume umfassende Analysen, wissenschaftliche Visionen wie pseudowissenschaftliche Prophetien standen weit oben auf der Medienagenda. Sonderhefte, Sondersendungen, Zeitungs- und Fernsehserien und eine unüberschaubare Zahl von Internetseiten waren dem Thema Jahrtausendwechsel gewidmet; an Kneipentischen, am Arbeitsplatz, in den Familien wurde es als herausragendes Ereignis besprochen. Der nüchterne Hinweis, dies wäre doch alles verfrüht, der eigentliche Jahrhundert-, vielmehr: Jahrtausendwechsel stünde doch erst ein Jahr später an, da es in der römischen Zählung keine Zahl Null, mithin auch kein Jahr Null gegeben habe, ging bald unter in der allgemeinen Millenniums-Euphorie – die, dem „Y2K-Problem“ der weltweit abzustürzen drohenden Computersysteme aufgrund einer Programmiernachlässigkeit in der Datumsangabe auf nur zwei Jahresstellen.

Den Höhepunkt erreichte dieser Medien- (und Öffentlichkeits-) Hype zum Jahreswechsel 1999/2000 selbst. Soigniert zurückhaltend gab sich fast allein *Die Zeit*. In kleinen Anreißern verwies sie zwar auf der Titelseite ihrer Nummer zum Jahreswechsel auf „Jahrhundertreform“, „Jahrhundertfeten“, „Jahrhundertzeugen“ und „Jahrhundertfragen“ im Blattinneren, machte aber „Die Gier der Medien“ zum Aufmachertema: „Die Gier nach Stoff, wie bei einem Junkie“, so der damalige Chefredakteur Roger de Weck, „verleitet zur Dramatisierung des Belanglosen.“⁶

¹ *Focus*, Nr. 1 vom 30. 12. 2000, Titelseite.

² *Der Spiegel*, Nr. 52 vom 25. 12. 2000, Titelseite.

³ *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 300 vom 30/31. 12. 2000, S. 1.

⁴ *Bild*, Nr. 305 vom 30. 12. 2000, S. 1.

⁵ *Die Woche*, Nr. 52-01/2001 vom 28. 12. 2000.

⁶ Roger de Weck: Die Gier der Medien. Zur Feier des Tages: Ein paar Fragen an uns Journalisten; in: *Die Zeit*, Nr. 1 vom 29. 12. 1999, S. 1.

Die Millennium-Berichterstattung oder -Inszenierung jener Tage könnte ihm reichlich Stoff zum Beleg dieser These geboten haben. „Komm mit in die Zukunft“ titelte z. B. *Die Woche* – eine Aufforderung, der sich wohl kaum einer entziehen mochte; und in ihrer Weihnachts- und Neujaars-Doppelausgabe, die ausschließlich diesem Thema gewidmet war, suchte die Hamburger Wochenzeitung auf 74 Seiten aufzuzeigen, wohin uns „der Sprung ins 21. Jahrhundert“ führen könnte.⁷ *Bild* titelte zu Silvester in (gewohnt) riesigen Lettern vor einem bunten Feuerwerk „2000 – BILD wünscht der ganzen Welt Liebe, Glück, Gesundheit, Freude, Erfolg, Zuversicht, Frieden, Freiheit, Vertrauen, Kraft und Mut“⁸ (mußte dann aber schon in der nächsten Nummer melden „Da haben wir den Salat. Ökosteuer treibt Benzinpreise hoch“⁹). *Focus* – ganz am Nutzwert der Leser orientiert – machte seine Millenniums-Nummer mit einem Preisausschreiben auf (das „große Jahrtausend-Rätsel in drei Folgen“) und kündigte auf dem Cover „Mega-Preise für kluge Köpfe“ an.¹ Der *Spiegel* hatte schon 1996 die „Endzeit-Angst „mit einem apokalyptischen Titelbild beschworen: Kriegsgrauen, Flüchtlingsmassen, Hungerehend, allegorische Verzweiflung, Nostradamus und die Challenger-Katastrophe illustrierten den „Countdown zur Jahrtausendwende“.¹⁰ Das Cover der Millenniumsnummer selbst plakatierte dann in großen Lettern – nicht als Frage, sondern als Feststellung – „Was bleibt. Was kommt“.¹¹ Im letzten Moment wurde aber – ein singuläres Ereignis beim Hamburger Nachrichtenmagazin – um das fertige Heft noch ein zweiter Umschlag mit neuem Titelblatt geheftet, nun mit der Parteispendenaffäre um Helmut Kohl als Aufmacher und einem gestürzten Denkmal des Altkanzlers als Blickfang. Ein Sinnbild? Letztlich, so scheint es, war der *Spiegel*-Redaktion – in Erwartung auch der Leserinteressen – das kleine, graue Heute, doch näher und vom Nachrichtenwert her bedeutsamer als das große unbekannte Morgen oder das im Schatten der Vergangenheit verschwundene Gestern. Das Leben geht weiter, nichts ändert sich mit einem Schlag, und Skan-

dale richten sich nicht nach Kalenderdaten – genauso wenig wie Glücksfälle und Katastrophen.

So waren dann auch die Computerängste rasch vergessen, jedenfalls nach dem Ausbleiben des befürchteten Massencrashes bald kein Medienthema mehr und die vor dem Datumswechsel verfaßten Szenarien und Meinungsäußerungen geradezu Quellen unfreiwilligen Humors. Nachher ist man ja stets schlauer – und nichts ist bekanntlich so schwer wie Prognosen, zumal wenn sie in die Zukunft gerichtet sind.

Geradezu anachronistisch wirkten schließlich auch die Absichten der korrekt Rechnenden (oder „G'scheiterl“?), den Millenniumswechsel tatsächlich erst zum 1. 1. 2001 zu feiern. Die *Süddeutsche Zeitung* hatte zwar in einer Sonderausgabe (selbst ein Novum in der Verlagsgeschichte) zum Neujahr 2000 auf der Titelseite gefragt „Wann beginnt das neue Jahrtausend?“ und dazu, ohne sich festzulegen, „zwei verzwickte Antworten auf eine scheinbar einfache Frage“ präsentiert¹², und in einigen, freilich wenigen

Weltgegenden – so auf Kuba und in Adam Rieses Geburtsort, dem fränkischen Staffelstein – wurden die Jahrtausendwendefeierlichkeiten auf Ge-

Wann beginnt das neue Jahrtausend? – Zwei verzwickte Antworten auf eine scheinbar einfache Frage

heiß des Maximo Lider bzw. auf Anregung des kleinstädtischen Bürgermeisters tatsächlich – zumindest offiziell – erst ein Jahr verspätet (vielmehr: rechtzeitig) begangen; große Aufmerksamkeit fanden sie aber kaum mehr. Die Silvesternacht des Jahres 2000 war eine weithin normale, die Champagnerlaune, der Stimmungsüberschwang, die Datumseuphorie (oder -hysterie) Anno 1999 jedenfalls wurde bei weitem nicht mehr erreicht.

Und das ist auch naheliegend. Wohl seit der Einführung des Kalenders evozieren „runde Jahre“ Gedanken über die Zeit, über Zukunft und Vergangenheit. Das Jahr 2000 war solch eine magische Grenze. Da spielte die kalendarische Korrektheit kaum eine Rolle, und noch weniger von

⁷ *Die Woche*, Nr. 52-01/2000 vom 23. 12. 1999, Titelseite. Schon im Juni und Juli 1999 hatte *Die Woche* in einer fünfteiligen, jeweils als „Extra“-Beilage im Blatt veröffentlichten Serie „100 Fragen zum Jahrtausendwechsel“ gestellt und zu beantworten versucht.

⁸ *Bild*, Nr. 306 vom 31. 12. 1999, Titelseite.

⁹ *Bild*, Nr. 1 vom 03. 01. 2000, Titelseite.

¹⁰ *Der Spiegel*, Nr. 1 vom 01. 01. 1996, Titelseite.

¹¹ *Der Spiegel*, Nr. 52 vom 27. 12. 1999, Titelseite.

¹² Patrick Illinger/Klaus Podak: *Wann beginnt das neue Jahrtausend?* in: *Süddeutsche Zeitung*, Sonderausgabe vom 01. 01. 2000, S. 1.

Bedeutung war, ob die Datierung von Christi Geburt stimmig oder mit welcher Spanne auch immer fehlerhaft ist. Im Gegenteil, die Ablösung der Zeitrechnung von der Person Jesu macht es für Christen wie Andersgläubige und Atheisten gleichermaßen akzeptabel, die christliche als „unsere“ Zeitrechnung und als (weithin) gemeinsame Weltzeitwährung zu akzeptieren.

Nicht nur in Presse und Rundfunk war der Jahrtausendwechsel eines der bestimmten Themen des Jahres 1999, auch auf dem Buchmarkt gab es einen Millennium-Boom mit einer kaum überschaubaren Vielzahl von Titeln. Seriöse wissenschaftliche Abhandlungen gab es – etwa von Historikern, die die Jahrhundertwenden des zweiten Jahrtausends vergleichend in den Blick nahmen.¹³ Philosophische Annäherungen an das Thema¹⁴ erschienen ebenso wie theologische¹⁵, launige Abrechnungen mit dem alten Millennium¹⁶ ebenso wie ernsthafte „Wegbegleiter“, z. B. für „Schritte ins neue Jahrtausend“¹⁷. Neben populärwissenschaftlichen Büchern¹⁸ gab es zahlreiche pseudowissenschaftliche, esoterische, astrologische, endzeitlich-apokalyptische et cetera.¹⁹ Kaum wertvoller als letztere sind mittlerweile, da „Der große Crash 2000“²⁰ nicht stattgefunden hat, Computerratgeber, die speziell zum Jahrtausendwechsel erschienen sind (vielleicht aber immerhin etwas eben zum Ausbleiben des Crashes beigetragen haben). Und auch Belletristik, die sich dieses Themas annahm, ist kaum mehr

gefragt. So wird der 1999 auf deutsch erschienene Roman „Y2K. Der letzte Tag“ des Amerikaners Mark Joseph, vor gut einem Jahr noch in großen Anzeigen beworben, heute für fünf Mark verramscht.²¹ Auch im Jahr 2001 noch durchaus lesbar ist hingegen Joseph von Westphalens satirischer Selbstreflexions-Roman „Warum mir das Jahr 2000 am Arsch vorbeigeht“, in dem der Ich-Erzähler ein „Nein zu Jahresfeiern aller Art. [...] ein hundertfaches Nein jedem neuen Jahrhundert“ propagiert, dann aber von seinem Verleger aufgefordert wird, gerade ein Millenniums-Buch zu verfassen.²²

Und zumindest ein echter Bestseller, ein Klassiker der utopischen Literatur hat im Millenniums-Rausch 1999/2000 noch einmal einige Beachtung erfahren, neue Käufer gefunden und sich somit auch als Longseller über ein ganzes Jahrhundert hinweg erwiesen. Gemeint ist Edward Bellamys erstmals 1888 erschienener „Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887“.²³ Der Roman, in dem eine vollkommene, weltumspannende sozialistische Gesellschaft aus der Sicht eines im Jahr 2000 aus einem mehr als hundert Jahre dauernden spiritistischen Tiefschlaf erweckten jungen Amerikaners dargestellt ist, wurde im ausgehenden 19. Jahrhundert in den USA hunderttausendfach verkauft, bald in mehr als 20 Sprachen übersetzt und erreichte auch in Deutschland allein in der Zeit von 1914 bis 1922 – in einer Übersetzung von Clara Zetkin – sieben Neuauflagen. Heute freilich wirkt Bellamys Glücksuto-

¹³ So etwa in dem bereits 1997 von Enno Bünz, Rainer Gries und Frank Möller herausgegebenen Sammelband „Der Tag X in der Geschichte. Erwartungen und Enttäuschungen seit tausend Jahren“ (Stuttgart, DVA) oder in dem von Lothar Gall edierten Reader „Das Jahrtausend im Spiegel der Jahrhundertwenden“ (Berlin: Propyläen 1999) sowie in der umfassenden Dissertation des jungen Münchner Historikers Arndt Brendecke *Die Jahrhundertwenden. Eine Geschichte ihrer Wahrnehmung und Wirkung* (Frankfurt a.M./New York: Campus 1999).

¹⁴ Z. B. die (aus dem französischen übersetzte) Interviewsammlung „Das Ende der Zeiten“ (Köln: DuMont 1999) mit Wortmeldungen von Umberto Eco, Jean-Claude Carrière, Stephen Jay Gould und Jean Delumeau. Durchaus noch heute – gerade auch als inzwischen historisches Stimmungsbild – interessant ist ferner der schon 1990 erschienene Band von Peter Sloterdijk: „Vor der Jahrtausendwende. Bericht zur Lage der Zukunft“ (Frankfurt a.M.: Suhrkamp) mit prognostischen Beiträgen von Niklas Luhmann, Hans Magnus Enzensberger, Paul Virilio, Ulrich Beck, Stanislaw Lem und vielen anderen.

¹⁵ So z. B. in dem aus einer Hörfunk-Sendereihe des *Süddeutschen Rundfunks* hervorgegangenen, von Norbert Sommer herausgegebenen Band „Mythos Jahrtausendwechsel. Beiträge aus Wissenschaft, Religion und Gesellschaft“ (Berlin: Wichern 1998).

¹⁶ So etwa das Bändchen „Schluß mit dem Jahrtausend.

Fünfzehn ultimative Beiträge“ (München: dtv 1999), in dem – herausgegeben von Helmut Lotz und Kai Recht – vor allem aktuelle Kulturphänomene von der Fernsehtalkshow bis zur Volksmusik aufs Korn genommen werden.

¹⁷ Josef Griesbeck: *Schritte ins neue Jahrtausend*, Würzburg: Echter 1998. Das Buch bietet „Unterrichts-, Predigt und Aktionsmaterial für alle Verantwortlichen in Kirche und Staat“.

¹⁸ etwa Martin Bauer: *Stichwort Jahrtausendwende*, München: Heyne 1998.

¹⁹ So – um nur eines von vielen (kuriosen) Beispielen zu nennen – A.T. Mann: *Jahrtausendwende. Eine Gesamtschau der Voraussagen von Propheten, Weisen, Sebern, Schamanen und Astrologen für das neue Jahrtausend*, München: Goldmann 1996.

²⁰ Michael S. Hyatt: *Der große Crash 2000*, München: Droemer Knaur 1999.

²¹ Mark Joseph: *Y2K. Der letzte Tag*, München: Schneekluth 1999.

²² Joseph von Westphalen: *Warum mir das Jahr 2000 am Arsch vorbeigeht oder Das Zeitalter der Eidechse*, Frankfurt a.M.: Eichborn 1999.

²³ Edward Bellamy: *Ein Rückblick aus dem Jahr 2000 auf 1887*, Stuttgart: Reclam 1983 (amerik. Erstveröffentlichung 1888). Auf das Buch aktuell hingewiesen wurde z. B. von Katharina Rieger: *Die Zukunft ist von gestern*, in: *Die Zeit*, Nr. 51 vom 16. 12. 1999, Ressort Leben, S. 8.

pie sehr antiquiert, das Gesellschaftsbild unzeitgemäß und unerstrebenswert. Im Vorwort läßt Bellamy seinen Ich-Erzähler die Millenniums-Feiern zum – für den Autor noch fernen – Jahreswechsel 2000 resümieren:

Das fast allgemeine Thema der Schriftsteller und Redner, welche diese zweitausendjährige Epoche gefeiert haben, ist die Zukunft und nicht die Vergangenheit gewesen; nicht der Fortschritt, der gemacht worden ist, sondern der Fortschritt, der noch zu machen ist, immer vorwärts und aufwärts, bis das Menschengeschlecht seine unbeschreibbare Bestimmung erreicht hat. Das ist gut, ganz gut; aber es scheint mir, daß wir nirgends einen festeren Grund für kühne Ahnungen menschlicher Entwicklung während der nächsten tausend Jahre finden können, als indem wir auf den Fortschritt der letzten hundert einen ‚Rückblick‘ werfen.²⁴

Gut (oder: schlecht), der Fortschritt im zwanzigsten Jahrhundert war nicht so großartig, wie von Bellamy erhofft und beschrieben, vielmehr gab es bekanntlich immer wieder grausige Rückschritte. Der Rückblick ist deswegen freilich nicht weniger sinnvoll und notwendig.

Ein Rückblick auf den Ausblick auf den Fortschritt – das war das Kernthema einer Tagung, die am 21. und 22. Januar 2000 in der Akademie für Politische Bildung Tutzing in Zusammenarbeit mit der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (DGPUK) stattgefunden hat. Drei der dort gehaltenen Vorträge – von Franz J. Bautz, Wolfgang Eichhorn und Frank Möller – werden nun in diesem Heft publiziert, ein weiterer Beitrag – von Tanja Busse – rundet die „Millenniums-Nummer“ ab, die als Heft 1/2001 bewußt gerade rechtzeitig zum „eigentlichen“ Jahrtausendwechsel (und damit nur scheinbar verspätet in der sanften Nachwelle der großen Millenniums-Publikations-Flut) erscheint.

Drei Wochen nach dem feierträchtigen Datumswechsel sollte das Tutzinger Symposium Gelegenheit bieten, erste Analysen der medialen Thematisierung bzw. Inszenierung des Jahrtausendwechsels wie auch des gesellschaftlichen Diskurses darüber vorzustellen – vor allem aber auch, beides in eine historische Perspektive einzuordnen. Histo-

riker, Kommunikationswissenschaftler, Journalisten, Pädagogen und andere historisch Interessierte trafen sich zur Diskussion über das Thema „Zeitenwende – Wendezeiten – Weltenende? Jahrhundertwechsel als Medien- und Kommunikationsereignisse“. Michael Schröder (Akademie Tutzing), Rudolf Stöber (FU Berlin) und Markus Behmer (Universität München) leiteten das Programm, das in drei Tagungsblöcke eingeteilt war. Den ersten Abschnitt – er war mit „Erwarten und Erinnern – ‚Runde Daten‘ im Blickpunkt“ überschrieben – eröffnete Elisabeth Noelle-Neumann, die aktuelle Umfragedaten ihres Allensbacher Instituts für Demoskopie zur Zukunftserwartung der Deutschen präsentierte und mit älteren Erhebungsergebnissen kontrastierte. „Etwas ganz besonderes“ sei der Jahreswechsel 1999/2000 für die deutsche Bevölkerung gewesen, und der Zukunftsoptimismus habe zuvor kaum jemals erreichte Höhen erklommen. So antworteten im Dezember 1999 bereits 55 Prozent aller Auskunftgeber auf die regelmäßig gestellte Allensbach-Frage, ob sie „dem neuen Jahr mit Hoffnungen oder Befürchtungen“ entgegensähen, hoffnungsvoll – und im Januar 2000 war der Wert sogar auf 63 Prozent gestiegen; sehr skeptisch äußerten sich nur 10 Prozent. So hätten dann auch Endzeitszenarien weit weniger das öffentliche Bewußtsein geprägt als „Rettungsgeschichten“ – die „no future“-Stimmung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sei – zumindest momentan – passé.

Ob dieser positive Ausschlag des Stimmungsbarmeters auch ein Indikator für eine glückliche Zukunft ist, darüber läßt sich freilich nur spekulieren. Skepsis scheint angebracht, hatte doch auch das zwanzigste Jahrhundert mit „Räuschen des Optimismus“ begonnen, wie zur Jahrhundertmitte, an Silvester 1949, im Feuilleton der in München erschienenen Neuen Zeitung mahnend erinnert wurde: „Wenn je der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert war, dann damals vor fünfzig Jahren.“²⁵

Über diese und andere Jahrhundertwenden der Neuzeit und die öffentlichen Debatten, die zu ihnen geführt wurden, informierte im Anschluß an Noelle-Neumann Bernd Sösemann, Professor für Geschichts- und Kommunikationswissenschaft an der FU Berlin, v.a. indem er die aktuell erschienene Literatur dazu – allen voran Arndt

²⁴ Bellamy: *Ein Rückblick ...* (wie Anm. 24), S. 4.

²⁵ Herbert Fritsche: *Jahrhundert-Halbzeit. Eine Gebrauchs-*

anweisung, den Weltuntergang zu überleben, in: *Die Neue Zeitung* vom 31. 12. 1949, S.9.

Brendeckes Dissertation²⁶ – kritisch besprach. Heftig wandte er sich dabei gegen die Konzentration auf „runde Daten“, seien doch für Zeitenwenden und Epochenbildungen ganz andere Ereignisse – Revolutionen, Kriege oder große Innovationen – maßgeblich, nicht aber die kalendrischen Einschnitte, und auch im (Er-) Leben der Menschen spielten die Jahrhundertwenden kaum eine entscheidende Rolle.

Wolfgang Eichhorn schließlich nahm, wie hier nachzulesen, die „runden Daten“ zum Anlaß und Ausgangspunkt für eine weit gefaßte, doch gleichzeitig prägnante kurze Geschichte der Zahlen und ihrer Bedeutungszuweisungen sowie einigen Bemerkungen zum – häufig unzulänglichen – Umgang mit Zahlen in der Publizistik.

Den zweiten Tagungsblock über „Die Zukunft von gestern. Prognosen auf dem Prüfstand“ eröffnete der Wiener Kommunikationshistoriker Fritz Hausjell mit knappen exemplarischen Einblicken in Berichterstattung und Prognosen insbesondere zum aktuellen Jahrhundertwechsel in österreichischen Medien. 20 Jahre weiter zurück griff Franz J. Bautz,

ehemaliger Leiter der Abteilung Kulturkritik beim Bayerischen Rundfunk. Er präsentierte die – teils verblüffend visionären – Prognosen von Wissenschaftlern, die sie 1979/80 für eine Hörfunkreihe des Bayerischen Rundfunks im Ausblick auf das Jahr 2000 formuliert hatten. Und noch einmal 80 Jahre mehr in die Vergangenheit ging der Jenaer Historiker Frank Möller, indem er die Zukunftserwartungen der wilhelminischen Elite zur Jahreswende 1899/1900 in den Blick nahm. Beide Vorträge sind im folgenden schriftlich niedergelegt.

Fast allen in diesem Tagungsblock präsentierten Prognosen war gemein, daß sie aus unserem Gestern auf die Zukunft, die heute Gegenwart oder bereits Vergangenheit ist, gerichtet waren. So könnten wir uns ruhig zurücklehnen und sie goutieren im Bewußtsein des Besserwissens der Nachgeborenen. Hier sollten aber keine etwaigen „Ätsch-Gefühle“, soll keine Schadensfreude bedient werden. Vielmehr kann man die Prognosen

und Utopien von gestern als ausdrucksvolle Manifestationen des jeweiligen Zeitgeists begreifen. Läßt sich aus ihnen doch weit mehr über die Zeit, aus der sie stammen, und über die Personen, von denen sie stammen, ablesen – über Ängste, Hoffnungen, Stimmungen – als über die zwangsläufig allenfalls schemenhaft vorausgesehene Zukunft. Hinzu kommt, daß Utopien in aller Regel die wesentliche Funktion hatten und haben, auf das Heute, auf die gegenwärtige Lage einzuwirken, indem sie – positive oder negative – Gegenbilder skizzieren. Dies trifft auf Bellamy ebenso zu wie auf Thomas Morus' „Utopia“ – und auch, berühmtestes Beispiel eines Schreckensszenarios, die biblische Offenbarung des Johannes, weist eine klare Gegenwartsbezogenheit auf, indem auf die apokalyptischen Bilder dessen, „was in Kürze geschehen soll“²⁷, die Heilserwartung projiziert wird, verknüpft mit der ganz jetzzeitlichen Aufforderung „so mache dich auf und tue Buße“.²⁸

**Fast allen Prognosen war
gemein, aus unserem
Gestern auf die Zukunft,
heute Gegenwart, gerichtet
zu sein**

Nicht um Utopien ging es im dritten Tutzinger Tagungsblock. Vielmehr wurde in einer Podiumsdiskussion die aktuelle Thematisierung des Millenniums in den Blick genommen. Die Diskutanten, Wissenschaftler wie Journalisten, zeigten sich insgesamt wenig angetan von der medialen Aufbereitung und Begleitung des Jahrhundertwechsels. Weitgehende Einigkeit bestand darin, daß sich Zeitenwenden eben nicht nach dem Kalender richten und der Millenniums-Rummel mithin ein inszeniertes Ereignis war – eine, wie der Münchner PR-Experte Horst Avenarius darlegte, großenteils durchaus geschickte PR-Aktion. Und ebenfalls weit geteilt wurde die Einschätzung, daß es wesentlich auch die Medien waren, die den Rummel anheizten. Pauschalisierungen greifen hier aber – wie meistens – sicher zu kurz, gab es doch auch sehr ambitionierte und gelungene Publikationsprojekte zum Millennium. Über zwei derartige Projekte, die auf breite Zustimmung gestoßen waren, konnten zwei der Diskussionsteilnehmer detailliert Auskunft geben, hatten sie sie doch wesentlich mitkonzipiert und -gestaltet: Dieter Wild, ehemaliger stellvertretender Chefredakteur des *Spiegel*, erläuterte Anliegen und Umsetzung der von ihm betreuten Serie „Das 20. Jahrhundert“,

²⁶ Brendecke: *Die Jahrhundertwenden ...* (wie Anm. 14).

²⁷ Bibel: Offenbarung des Johannes 1.1.

²⁸ Offenbarung 3.19.

die – von Ende 1998 bis Ende 1999 laufend – umfassende Überblicke über die meisten relevanten Bereiche des gesellschaftlichen Lebens aus der Feder ausgewiesener Experten zu geben versuchte und damit das bislang größte Serienprojekt des *Spiegels* überhaupt war. Und Henric L. Wuermeling, Programmbereichsleiter Familie / Gesellschaft / Geschichte beim Bayerischen Rundfunk, bot einen Blick insbesondere in das Konzept der mit fast zehnjährigem Vorlauf produzierten ARD-Serie „20 Tage im 20. Jahrhundert“, in der eindrucksvoll versucht wurde, dem Zuschauer Zeitgeschichte exemplarisch nahezubringen.

Ob es sinnvoll ist, derartige Großprojekte (nur) gerade zu „runden Daten“ zu produzieren, darüber läßt sich sicher streiten und mehr Nachhaltigkeit in der Vermittlung zeitgeschichtlicher Themen anmahnen, sicher erreichen sie aber zu einem solchen Zeitpunkt leichter ein breites, bereits vorsensibilisiertes Publikum, kom-

men damit der Aufmerksamkeitsökonomie entgegen und können in bereits abgesteckte Frames positioniert werden – und ebenso sicher lassen sie sich da auch leichter bei (ökonomisch orientierten) Verlags- oder Anstaltsleitungen durchsetzen. Ansonsten läßt sich angesichts der teils schrillen medialen Begleiterscheinungen unseres Jahrtausendwechsels die ruhige Gelassenheit eines Berliner Biertrinkers am Wirtshaustisch empfehlen, wie ihn die Münchner Kultur- und Satirezeitschrift *Jugend* in ihrer Neujahrsnummer 1900 karikiert hat:

*’s Jahrhundert geht – er sitzt bei’n Glas –
 ’s empfiehlt uf ewig sich!
 Ihm macht die Sache geenen Spaß,
 Se ärgert en ooch nich.
 Er bleest, wie stets[,] den weißen Gisch
 Von seinem braunen Bier:
 ‚De Zeit, die macht aus mir sich nischt,
 Un ich mir nischt aus ihr.‘²⁹*

Dr. Markus BEHMER (1961)

Studium der Kommunikationswissenschaft, Politologie, Psychologie und Germanistik in München. Seit 1992 wissenschaftlicher Assistent am Institut für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) der Universität München.

Hauptarbeitsgebiete: Medien- und Kommunikationsgeschichte, Kulturkommunikation und internationale Kommunikationspolitik.

²⁹ Edwin Bormann: *Ooch äne Feststimmungk*, in: *Jugend*, Nr. 1/1900, S. 13.

Die Macht der Zahlen und die Ohnmacht der Vernunft

Wolfgang Eichhorn

I've dealt with numbers all my life, of course, and after a while you begin to feel that each number has a personality of its own. A twelve is very different from a thirteen, for example. Twelve is upright, conscientious, intelligent, whereas thirteen is a loner, a shady character who won't think twice about breaking the law to get what he wants. Eleven is tough, an outdoorsman who likes trampling through the woods and scaling mountains; ten is rather simple-minded, a bland figure who always does what he's told; nine is deep and mystical, a Buddha of contemplation. [...] Numbers have souls, and you can't help but get involved with them in a very personal way.¹

Einleitung

In den öffentlichen Diskussionen, die die Jahreswende 1999/2000 begleiteten, lassen sich zwei Themen isolieren, die diesem Ereignis eine besondere, für eine „Millenniumsfeier“ ungewöhnliche Prägung gaben: Zum einen das Y2K-Bug-Problem – die Frage, welche Auswirkungen eine unscheinbare Nachlässigkeit bei der Implementierung der numerischen Repräsentation des Datums in einigen Computersystemen auf das Funktionieren der Logistik moderner Gesellschaften haben würde², zum anderen die Diskussion, ob mit dem Jahr 2000 wirklich das 3. Jahrtausend der modernen westlichen Zeitrechnung angebrochen sei, oder ob man mit den Feierlichkeiten bis zum Jahr 2001 warten solle.

Während das erste Thema von technologischen Erklärungen und Prognosen dominiert wurde und die veröffentlichte Meinung durch mehr oder weniger düstere, aber immer diffuse Schreckensszenarien gekennzeichnet war, polarisierte das zweite Thema die Öffentlichkeit. Beispielhaft für die Diskussion war die Neujahrsausgabe des Jahres 2000 der *Süddeutschen Zeitung*, in der man auf der ersten Seite konträre Meinungsbeiträge zweier Journalisten zu diesem Thema lesen konnte. Keiner der beiden Beiträge dürfte die Anhänger der gegnerischen Lager konvertiert haben, sie konnten weder in argumentativer noch mathematischer Hinsicht überzeugen. Das ungewöhnliche Interesse, das die Diskussion um die Bedeutung des Datums 2000 hervorgerufen hatte,

fand aber auch durchaus originellen publizistischen Ausdruck: Die letzte Ausgabe der Schweizer *Weltwoche* im Jahr 1999 war dem Thema Zahlen gewidmet und demonstrierte die Bandbreite, in der das Phänomen der Zahl die heutige Gesellschaft tangiert.

Der Umgang mit Zahlen geschieht in der Regel unreflektiert – er zählt als grundlegende Kulturtechnik mit rein funktionalem Charakter. Größeres Interesse an Zahlen zeigen allenfalls Mathematiker oder Statistiker, der Großteil der Öffentlichkeit wird zwar unablässig mit Zahlen konfrontiert, erfährt aber in der Regel wenig über die Prozesse, die eine Zahl hervorgebracht haben. Diese Prozesse sind zum großen Teil ökonomischen und technologischen Systemen zugehörig, die Zahlen, die in der Öffentlichkeit kommuniziert werden – Arbeitslosenziffern, das Bruttoinlandsprodukt, die Taktfrequenz der neuesten Intel-Prozessoren – kann man als symbolische Medien auffassen, die die Leistungen der verschiedenen sozialen Subsysteme in die Semantik des öffentlichen Diskurses übersetzen. Aber diese Zahlen sind nicht nur harmlose Bezeichner eines Fakts, als Zeichen unterliegen sie – folgen wir Charles Sanders Peirce³ – einem Prozeß der Interpretation. Diese Interpretationen werden als geteilte kulturelle Muster in der Regel von denjenigen festgelegt, die an der Produktion numerischer Beschreibungen beteiligt sind, bzw. daran Interesse besitzen – und die die Macht besitzen, derartige Interpretationen auch zu etablieren. Dem „Laien-Publikum“ bleibt in der Regel kaum eine andere Wahl, als diese dominante Lesart zu

¹ Paul Auster: *The Music of Chance*, London: Faber&Faber 1991, S. 73.

² Das Problem trat nicht überraschend auf, auch wenn die Medienberichterstattung meist diesen Anschein erweckte.

Vgl. Peter de Jager: *Doomsday 2000*, in: *ComputerWorld*, September 6, 1993.

³ vgl. Charles S. Peirce: *Phänomen und Logik der Zeichen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1983.

übernehmen⁴. Zahlen kann man somit als Statthalter der „instrumentellen Vernunft“ begreifen, deren dominierende Rolle in der modernen Gesellschaft von Joseph Weizenbaum kritisiert wurde⁵. In öffentlichen Diskursen repräsentieren numerische Beschreibungen ökonomische Werte, die zu kulturellen Werturteilen werden können und indizieren wissenschaftlich-technologische Präzision, die in einer komplexen Umwelt ein Gefühl falscher Gewißheit hervorrufen kann.

Die Entwicklung des modernen Zahlensystems

Er erzählte mir, daß er sich um 1886 ein eigenes Zahlensystem ausgedacht und nach wenigen Tagen 24000 überschritten hatte. [...] Statt siebentausenddreizehn sagte er (zum Beispiel) Máximo Perez, anstatt siebentausendvierzehn Die Eisenbahn. [...] Jedes Wort hatte ein eigenes Sinnbild, eine Art Merkzeichen; die letzten waren sehr kompliziert ... Ich versuchte, ihm auseinanderzusetzen, daß diese Rhapsodie unzusammenhängender Begriffe genau das Gegenteil eines Zahlensystems sei. Ich sagte ihm, daß, wenn man dreihundertfünfundsechzig sagt, drei Hunderter, sechs Zehner, fünf Einer nennt; eine Analyse, die in »Zahlen« wie der Neger Timoteo oder Fleischdecke nicht enthalten ist. Funes verstand mich nicht oder wollte mich nicht verstehen.⁶

Die Entwicklung der menschlichen Kultur ist von der Frühzeit an von der Tätigkeit des Zählens beeinflusst worden. Die archäologische Forschung förderte in den Lebombo-Bergen an der Grenze vom Swasiland einen Knochen zutage, auf dem 29 Einkerbungen zu finden sind und der auf ca. 35.000 Jahre vor unserer Zeitrechnung datiert werden kann. Der Ishango-Knochen, der über 10.000 Jahre alt ist, besitzt ein Muster von Einkerbungen, das arithmetische Regelmäßigkeiten aufweist. Der Zweck dieser markierten Knochen ist nicht bekannt⁷.

Zahlen kann man somit als Statthalter der „instrumentellen Vernunft“ begreifen

Einen klaren Zusammenhang zwischen Zahl und Kultur zeigen Ausgrabungen aus Elam und Sumer auf, die auf den Zeitraum 3.300 bis 3.000 v.u.Z. datiert werden können⁸. Bei den ältesten dieser Fundstücke handelt es sich um kleine Tongefäße, sog. Bullen, in denen eine Reihe von Kugeln eingeschlossen sind. Auf den Bullen finden sich Einkerbungen, die der Zahl der Kugeln entsprechen. Die Bullen dienten einer rudimentären Buchhaltung, mit ihrer Hilfe war es möglich, festzustellen, ob ein Hirte, der eine Herde zum Weiden führte, mit der gleichen Anzahl an Tieren zurückkehrte. Später wurden die Bullen durch Tontafeln ersetzt, auf denen Zahl-Zeichen die Anzahl und eine Zeichnung die Art von Gegenständen repräsentierte. Aus diesen Fundstücken, die die älteste Form schriftlicher Aufzeichnungen darstellen, läßt sich, mit Georges Ifrah, folgern, daß das Medium der Schrift von Buchhaltern erfunden wurde.

Zahlen und Zählen entstanden, als sich Kulturen entwickelten, die entsprechende symbolische Systeme benötigten. Bei einigen Völkern mit einer sehr alten,

ungebrochenen kulturellen Tradition, z.B. den Aranda in Australien, finden sich bis heute keine entwickelten Zahlensysteme: Es gibt nur Bezeichnungen für eins, zwei und viele⁹. Eine Kultur, die keine Ansammlung von Besitztümern kennt, die es sich zu zählen lohnt, und die keine Truppenstärken erfassen muß, um zu sehen, ob sich ein Krieg führen läßt, benötigt kein ausgefeiltes Zahlensystem.

Eine bemerkenswerte Charakteristik bei der Entwicklung des Zählens ist darin zu sehen, daß es lange dauerte, bis die Zahl als abstrakter Begriff entwickelt wurde. In frühen Zahlensystemen finden sich unterschiedliche Wörter für eine Zahl, je nachdem was diese Zahl bezeichnet – der materiale Charakter der Objekte und ihre Menge waren untrennbar miteinander verknüpft. Das Sprichwort, das uns ermahnt, nicht Äpfel mit

⁴ Stuart Hall: *Encoding/decoding*, in: ders. (Hrsg.): *Culture, Media, Language. Working Papers in Cultural Studies 1972-1979*, London u.a.: Hutchinson 1980, S. 128-138.

⁵ Im Geiste dieser kritischen Auseinandersetzung lehnt sich der Titel dieses Aufsatzes an den deutschen Titel von Weizenbaums Buch „Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft“ an.

⁶ Jorge Luis Borges: *Das unerbittliche Gedächtnis*, in: ders.: *Fiktionen*, Frankfurt/Main: Fischer 1992, S. 101 f.

⁷ vgl. John D. Barrow: *Ein Himmel voller Zahlen. Auf den Spuren mathematischer Wahrheit*. Hamburg: Rowohlt 1999, S. 61 f.

⁸ vgl. Georges Ifrah: *Universalgeschichte der Zahlen*. Frankfurt/Main: Campus 1986, S. 184ff.

⁹ vgl. Ifrah, a.a.O., S. 25.

Birnen zu vergleichen, wäre in diesen Kulturen bedeutungslos: Obwohl ein Zahlensystem existiert, läßt es den Vergleich von Äpfeln und Birnen gar nicht zu.

Als der Mönch Dionys der Kurze im 6. Jahrhundert im Auftrag des Papstes Johannes I. eine Chronologie anfertigte, legte er die Geburt Christi auf das Jahr 753 nach der Gründung der Stadt Rom fest. Moderne Untersuchungen belegen, daß sich Dionysus verrechnet hat und das Geburtsjahr um vermutlich vier Jahre verfehlte. Für die Diskussion um die Frage des Jahrtausendwechsels ist allerdings von größerer Bedeutung, daß er nach Christi Geburt eine neue Zeitrechnung mit dem Jahr 1 anfangen ließ, ein Jahr 0 aber nicht vorsah¹⁰. Er tat dies nicht aus Nachlässigkeit, sondern aus Notwendigkeit: Das römische Zahlensystem kannte die Zahl „Null“ nicht. Ohne die „Null“ zu rechnen, käme uns heute ungewöhnlich vor, es ist aber durchaus plausibel, sie nicht zu den Zahlen zu rechnen: Sie bezeichnet ja das Fehlen von etwas, nicht seine Anwesenheit, und wie soll man etwas zählen, das nicht da ist? In ihrer Eigenschaft als Kardinalzahl hat die Null keine Funktion: Addiere oder subtrahiere ich sie, verändert sich die ursprüngliche Zahl nicht. Ebenso wenig funktional erscheint sie als Ordinalzahl: Vor dem Ersten gibt es kein „Nulltes“. Das römische Zahlensystem kann ohne die Null auskommen, denn es ist, im Gegensatz zu dem von uns verwendeten, additiv. Multiplikative Stellenwertsysteme lassen sich auf die babylonische Kultur, im 3. Jahrtausend v.u.Z. zurückführen¹¹. In einem Stellenwertsystem erhält die Ziffer ihren Zahlenwert durch ihre Position, wobei es natürlich vorkommen kann, daß eine Stelle leer bleibt. Über lange Zeit verfügte das sexagesimale System der Babylonier über Leerstellen, aber über keine Nullen. Der genaue Zeitpunkt der Einführung der Null ist nicht bekannt, man kann zumindest davon ausgehen, daß im 4. Jahrhundert der Gebrauch einer Null-Ziffer für eine Leerstelle üblich war. Die dort verwendete Null war aber nicht gleichbedeutend mit „Nichts“, das „Nichts“ hatte weiterhin keinen Platz im Zahlensystem.

Während sich das babylonische System heute nur noch in Spuren in der Zeit- und Winkelbere-

chung wiederfindet, hat unser Zahlensystem seinen Vorläufer in Indien¹². Die indische Kultur kannte in der Mitte des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung ein dezimales Stellenwertsystem und die Null – und zwar bereits in Gestalt eines Kreises. Dieses System, das in bezug auf seine mathematische Leistungsfähigkeit dem römischen weit überlegen war, wanderte über die arabische Welt erst im 10. Jahrhundert nach Europa. Die Einführung wurde durch Papst Sylvester den II. gefördert. Die Zahl Null blieb allerdings noch für mehrere Jahrhunderte unüblich, teilweise war ihr Gebrauch sogar verboten. Vom arabischen Wort für Null, Sifr, leitet sich nicht nur „Zero“ und „Ziffer“ her, sondern auch das Wort „Chiffrieren“¹³.

Zahlen wurden nicht nur zum Chiffrieren eingesetzt, also dazu, um etwas durch Verschlüsselung zu verbergen: Zahlen können auch als Mittel verstanden werden, Verborgenes aufzudecken. So gehörte etwa Pythagoras einem Kult an, der sich mit der religiösen Bedeutung der Zahl beschäftigte. Die kabbalistische Zahlenmystik beruht auf der Eigenschaft des hebräischen Alphabets, jedem Buchstaben eine Zahl zuzuordnen. So lassen sich aus Wörtern Zahlen berechnen, und aus den Beziehungen zwischen den Zahlen Beziehungen zwischen den bezeichneten Dingen ableiten¹⁴.

Numerische Beschreibung als Mittel der Wissensproduktion

Ich hab' nur die Box Scores gelesen. Die sind wie der Lehrsatz des Pythagoras für Sportler. Sie fassen das Chaos und die Action jedes Spiels in der Geschichte aller Baseballspiele in einer winzigen perfekten Zahlenreihe zusammen. [...] Es ist, als würden diese Zahlen zu mir sprechen und mir sagen: Auch wenn sich viele Dinge ändern, so bleibt doch manches gleich.¹⁵

In der heutigen Zeit ist die Vorstellung von „Wissen“ über einen Aspekt der Umwelt in weiten Teilen gleichbedeutend mit seiner mathematischen Modellierung, zumindest aber einer numerischen Beschreibung. Die allgemeine Akzeptanz dieser Form der Wissensproduktion ist ein – in westeuropäischen Kulturen – vergleichsweise junges

¹⁰ vgl. Steven Jay Gould: *Der Jahrtausend-Zahlenzauber. Durch die Scheinwelt numerischer Ordnungen.* Frankfurt/Main: S. Fischer 1999, S. 126.

¹¹ vgl. Ifrah, a.a.O., S. 411 ff.

¹² vgl. Ifrah, a.a.O., S. 476 ff.

¹³ vgl. Barrow, a.a.O., S. 142 ff.

¹⁴ vgl. Ifrah, a.a.O., S. 335 ff.

¹⁵ David Duchovny als Fox Mulder in der TV-Serie „Akte X“, Folge „Ex“.

Phänomen. Auch wenn die kulturelle Verwendung der Zahl Jahrtausende zurückgeht, so ist ihre zentrale Stellung als Mittel der Weltbeschreibung ein Produkt der Moderne, wie Mary Poovey in ihrer umfassenden Studie „A History of the Modern Fact“ aufzeigt. Die Verknüpfung des Konzepts der „Fakten“ mit der Quantifizierung eines Realitätsausschnitts führt Poovey auf die Entwicklung der doppelten Buchführung im 15. und 16. Jahrhundert zurück¹⁶. Ausgehend von der zunehmenden Bedeutung des Handels und einer steigenden Gleichsetzung von Reichtum mit politischer Macht wurde die politische Arithmetik zentrales Instrument politischer Herrschaft. Die Entwicklungen auf dem Gebiet der Philosophie und Naturwissenschaft im 17. und 18. Jahrhundert sind nicht losgelöst von der politischen und ökonomischen Entwicklung zu betrachten. Mit der Vorstellung, durch einfache mathematische Operationen Beschreibungen der Realität zu erhalten, die nicht durch ein theoretisches a-priori determiniert waren und damit Anspruch auf „Objektivität“ erheben konnten, ließ sich nicht nur die natürliche, sondern auch die soziale Welt in quantitative Begriffe fassen. Fakten konnten als ideologiefreie, einfache Aussagen über die Welt verstanden werden, die „für sich“ sprachen – die Wissensproduktion durch quantitative Beschreibung löste in der Politik die Wissensproduktion durch rhetorische Mittel ab – objektive Fakten ersetzen die Spekulation über das bloß Wahrscheinliche, universale – über Klassengrenzen hinweg gültige – Annahmen über die Realität verdrängten die offensichtlich interessengeleiteten rhetorischen Auseinandersetzungen. „The priority accorded numbers because of their brevity and the ease of calculation they afforded, of course, privileged quantification over qualitative description; the priority accorded numbers tended to make details that could be quantified more pertinent than details that could not.“¹⁷ Diese Vorstellung ist allerdings selbst ein ideologisches Konstrukt – denn sowohl die Wissensproduktion selbst als auch die Vorstellung davon, was relevante „Fakten“ sind, sind an die herrschende Klasse gebunden. Quantifizierung ermöglicht auch die Schaffung von Maßstäben, anhand derer inkommensurable Qualitäten in Relation zu einander gesetzt werden. So konnte William Petty Mitte des 17. Jhdts. argumentie-

ren, der „Wert“ eines Menschen sei mit seiner ökonomischen Wertigkeit gleichzusetzen¹⁸.

Im Kontext einer sich herausbildenden Marktwirtschaft gelangten numerische Beschreibungen zu einer neuen Bedeutung. Das Konzept eines liberalen Marktes, wie es etwa von Adam Smith entwickelt wurde, verschob die Relevanz von der Seite der Produktion auf die Seite des Konsums: Nun wurden zunehmend Fragen interessant, die die Motivation und das Handeln des Subjekts betrafen. Die politische Arithmetik verlor ihre zentrale Stellung zu Gunsten der Öffentlichen Meinung¹⁹.

Medien spielten bei der Etablierung der numerischen Beschreibung als Synonym für Fakten eine wichtige Rolle, indem sie sie popularisierten. Wird ein Sachverhalt numerisch beschrieben, profitiert er von der Annahme, daß zu seiner Ermittlung eine objektive, wissenschaftliche Methode verwendet wurde: Die Zahl steht als „Meta-Zeichen“ für Präzision und Objektivität. Dabei steht die vermeintliche Sicherheit und Präzision in eklatantem Widerspruch zu der Tatsache, daß numerische Beschreibungen immer nur eingeschränkte Realitätsausschnitte wiedergeben und daß sie – auch in der Naturwissenschaft – häufig nur Näherungswerte darstellen.

Numerische Beschreibungen schaffen die Vorstellung von Ordnung in einer komplexen Welt. In der Medienrealität treten Zahlen in dieser Funktion in unterschiedlicher Gestalt auf. Zu den salientesten „numerisierten“ Bereichen gehört der Sport, und dies in mehrerlei Hinsicht: Sportereignisse verkörpern die Idee der objektiven Erfassung und des Vergleichs körperlicher Leistungsfähigkeit. Die Abfolge sportlicher Rekorde erzählt die Geschichte menschlichen Fortschritts. Die Fülle der produzierten Werte schlägt sich in ausführlichen Statistiken nieder, die für die Eingeweihten eine Kurzschrift für die Beschreibung sportlicher Ereignisse darstellen. Die meisten Sportfans sind auch – vielleicht sogar in erster Linie Statistik-Liebhaber. Und die Massenmedien unterstützen das Publikum, indem sie diese Statistiken in zunehmendem Maße zur Verfügung stellen.

Ein weiterer Bereich, in dem Quantifizierung den bevorzugten Modus der Realitätsbeschreibung darstellt, ist der Bereich der Wirt-

¹⁶ vgl. Mary Poovey: *A History of the Modern Fact. Problems of Knowledge in the Sciences of Wealth and Society*. Chicago: Univ. of Chicago Press 1998, S. 29 ff.

¹⁷ ebd., S. 54.

¹⁸ vgl. ebd., S. 130.

¹⁹ vgl. ebd., S. 147.

schaft. Die klassische ökonomische Theorie in der Folge Smiths und Ricardos beschreibt ökonomische Prozesse als diffizile, aber letztlich beherrschbare lineare Strukturen. Verglichen mit der differenzierten ökonomischen Realität des Experten gleicht das Abbild der wirtschaftlichen Realität in der Öffentlichkeit einem Schattenriß: Reduziert auf wenige Indikatoren ist die Ökonomie ein ordentliches Gebäude, gleichzeitig aber auch eine zentrale politische und kulturelle Institution²⁰. In einer Zeit, in der die „Shareholder-Value-Philosophie“ das Börsenparkett verlassen hat, um sich als zentrales kulturelles Leitbild zu etablieren und in der der hohe Finanzbedarf der „New Economy“ den Aktienbesitz endlich demokratisiert, gewinnt die Vorstellung rationaler ökonomischer Prozesse eine fast lebenswichtige Bedeutung. Unerwartete Aktieneinbrüche und plötzliche Fehlentwicklungen an der Börse erhalten den Status von Naturkatastrophen, die durch ihren abnormalen Charakter die Harmonie des Normalzustands bestätigen.²¹

Hier stellt sich die Frage, ob „Öffentliche Meinung“ eine quantifizierbare Größe darstellt.

Während wir uns Sport- oder Wirtschaftsberichterstattung ohne Zahlen kaum vorstellen können, ist die Rolle der Quantifizierung in der Politikberichterstattung nicht unumstritten. Hier stellt sich insbesondere die Frage, ob „Öffentliche Meinung“ eine quantifizierbare Größe darstellt. Dafür scheint zu sprechen, daß sich der für die politische Willensbildung bedeutendste Ausdruck öffentlicher Meinung, das Wahlergebnis, notwendigerweise quantifiziert werden muß – wenn in einer Demokratie „die Mehrheit“ regieren soll, muß man feststellen können, welche politische Gruppierung die Mehrheit besitzt. Der Aufwand, der in den Massenmedien der westlichen Demokratien betrieben wird, um möglichst frühzeitig Prozente, Sieger und Verlierer benennen zu können, ist allerdings

kaum demokratietheoretisch zu rechtfertigen. Obwohl peinliche Fehlleistungen bei Wahlprognosen, Hochrechnungen und „Exit Polls“ inzwischen mehr die Regel als die Ausnahme sind, scheint das Interesse des Publikums (oder zumindest der politischen Redaktionen) am „Horserace“-Aspekt der Wahlen ungebrochen zu sein.

Die Grundlagen für die numerische Beschreibung öffentlicher Meinung wurden, wie oben ausgeführt, bereits im 17. und 18. Jahrhundert geschaffen. Aber erst im 20. Jahrhundert können moderne Gesellschaften bei ihrer Selbstbeobachtung in hohem Maße auf die Mittel der Quantifizierung zurückzugreifen.

Zahlen und Fakten in Wissenschaft und Journalismus

In these papers which he had collected were the facts that would explain the crimes of which Blenheim had heard nothing. There must be a correlation, a number, a statistic, something which would account for my derangement, I explained, and Blenheim was piqued by the mystery, the detective story, the human interest of number.²²

Die oben angeführte Studie von Poovey belegt, daß der wissenschaftlich-technische Fortschritt, der numerische Beschreibung von Fakten als primäres Mittel der Wissensproduktion etablierte, kein objektiver, von Interessen unabhängiger oder allein von den Gesetzen des Marktes gesteuerter Prozeß war. Es war nicht einfach der meßbare Erfolg der Naturwissenschaften, der die Orientierung moderner Gesellschaften an einer faktenorientierten Realitätsbeschreibung hervorrief, sondern auch ein Übergangsprozeß von einem feudalen zu einem technokratischen Modell der Machtausübung. In der Folge der erfolgreichen Naturwissenschaften und im Kontext des politischen Paradigmenwechsels wuchs die Nachfrage

²⁰ Die Beschäftigung mit ökonomischen Prozessen kann aber auch einen Charakter annehmen, der der numerischen Faszination des Sports ähnelt. Im Februar 2001 ging das schwedische Webangebot VSMarket online, das es ermöglicht, Wetten auf Aktienkurse abzuschließen. Vgl. Farhad Manjoo: *Betting on stocks? Well, yeah*, in: *Wired News* (www.wired.com/news/print/0,1294,41595,00.html; 05.02.01).

²¹ Neuere wirtschaftswissenschaftliche Ansätze zeichnen ein

anderes Bild der Volkswirtschaft. Danach lassen sich Ökonomien besser durch nonlinear dynamische Prozesse beschreiben – komplexe Systeme, deren Verhalten schwer vorherzusagen sind, und in denen abrupte Sprünge die Regel, nicht die Ausnahme darstellen. Vgl. Philip W. Anderson / Kenneth J. Arrow / David Pines (Hrsg.): *The Economy as an Evolving Complex System*, Redwood City: Addison-Wesley 1988.

²² Alfred Bester: *Fondly Fahrenheit*, in: ders.: *Virtual Unrealities*, New York: Vintage Books 1997, S. 104.

nach Quantifizierung und mathematischer Modellierung auch in den Geistes- bzw. Sozialwissenschaften. Die Entwicklung der Gesellschaftswissenschaft als „positive“ Wissenschaft in der Folge Comtes ist durch den Versuch geprägt, eine systematische Beschreibung sozialer Phänomene in der Form objektiver Faktenaussagen zu erreichen. Illustrativ in dieser Hinsicht ist die Übertragung des Konzepts numerischer Indikatoren aus dem Bereich der Ökonomie in die Sozialwissenschaft: auf der Mikroebene in der Psychologie in der Form vielfältiger psychologischer Indikatoren, auf der Makroebene in den 30er Jahren als „soziale Indikatoren“ und ab den späten 60er Jahren vor allem durch die Arbeiten von George Gerbner als „kulturelle Indikatoren“. Die methodischen wie theoretischen Probleme, insbesondere im letztgenannten Bereich, machen die Grenzen der Quantifizierung bei der Beschreibung des Sozialen deutlich. Die Frage, ob die Einführung mathematischer Beschreibungen in die Sozialwissenschaften legitim und fruchtbar ist, führte wiederholt zu heftigen Kontroversen. Kritiker wie Stanislaw Andreski werfen der Sozialwissenschaft vor, Quantifizierung und Mathematisierung lediglich als Mittel einzusetzen, um sich einen legitimen „streng wissenschaftlichen“ Anstrich zu geben. Hinter der Fassade des Wissenschaftlers versteckt sich aber in Wirklichkeit ein „Hexenmeister“, der Zahlenmagie betreibt²³. Nicht nur die positivistisch-empirischen Wissenschaften müssen sich dieser Kritik stellen. Sokal und Bricmont argumentieren, daß auch die postmoderne Philosophie der Versuchung erliegt, ihre Modelle durch quasi-naturwissenschaftliche Elemente aufzuwerten, wenn auch mit zweifelhaftem Erfolg²⁴.

Die Massenmedien, egal ob wir sie als Arena öffentlicher Auseinandersetzung oder als Instrumente der Deskription gesellschaftlicher Wirklichkeit begreifen, konnten sich der Entwicklung zum faktenorientierten Weltbild nicht entziehen. Folgen wir Schudson, so hat die Transformation der (amerikanischen) Presse von einem Medium, das primär dem Meinungsaustausch dient, zu

einem Instrument, das versucht, Wirklichkeit „objektiv“ zu beschreiben, primär ökonomische Gründe: in der Entstehung der Nachrichtenagenturen und damit eines marktorientierten Modells von Nachrichten im 19. Jahrhundert²⁵. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist es dann Walter Lippmann²⁶, der mit seinen kritischen Überlegungen zur Realisierbarkeit einer informierten und verantwortlichen Öffentlichkeit vor dem Hintergrund einer zunehmend komplexer werdenden Gesellschaft den Anstoß zu einer Form des Journalismus gibt, die sich an sozialwissenschaftlicher Theorie und Methode orientiert und die heute paradigmatisch für die Berufsrolle des Journalisten geworden ist.²⁷

Die Rolle, die numerische Beschreibungen in der westlichen Kultur spielen, läßt sich als Resultat dreier miteinander eng verknüpfter Faktoren fassen: in ökonomischer, politischer und wissenschaftlicher Hinsicht. Aus der ökonomischen Perspektive ist Quantifizierung die Voraussetzung, um eine freie Konvertierbarkeit materieller Werte zu gewährleisten. Für die Ausübung von Herrschaft ist Quantifizierung die Grundlage von Information und Kontrolle. Die quantifizierende Wissenschaft ermöglicht nicht nur eine „präzise“ Beschreibung der Welt, sondern auch die Möglichkeit präziser, überprüfbarer Vorhersagen – dies ist nicht nur in praktischer Hinsicht die Grundlage technologischen Fortschritts, sondern auch eine säkulare Basis zur Legitimation dieses Fortschritts als Leitgedanke einer Kultur. Neben diesen „rationalen“ Strömungen hat die Zahl aber niemals ihren magischen Charakter verloren. In ähnlicher Weise, wie primitiv-religiöse Riten sich auch in der judäo-christlichen Tradition erhielten und ihre Legitimation durch eine entsprechende Interpretation der neuen Religion fanden, so führt die Zahl heute ein Doppelleben, als lingua franca einer technisch-liberalen Weltgesellschaft und als Träger geheimer metaphysischer Botschaften. Daß diese beiden Welten durchaus vereinbar sind – zumindest für eine gutgläubige Öffentlichkeit – demonstriert die Astrologie, in

²³ vgl. Stanislaw Andreski: *Social Sciences as Sorcery*. New York: St. Martin's Press 1973.

²⁴ vgl. Alan Sokal/Jean Bricmont: *Fashionable Nonsense. Postmodern Intellectuals' Abuse of Science*. New York: Picador 1998.

²⁵ vgl. Michael Schudson: *Discovering the News: A Social History of American Newspapers*. New York: Basic Books 1978.

²⁶ Walter Lippmann: *Public Opinion*. New York: MacMillan 1949 (reprint).

²⁷ In der letzten Konsequenz führt diese Herangehensweise zum „Präzisionsjournalismus“. Vgl. Philip Meyer: *The New Precision Journalism*. Bloomington: Indiana University Press 1991. Interessanterweise arbeitet auch die journalistische Richtung, die sich einer Kritik des „faktenorientierten“ Journalismus verschrieben hat, „Public Journalism“, mit Methoden, die numerische Beschreibungen der Realität umfassen – nämlich mit Bevölkerungsumfragen.

der ein vorwissenschaftliches Glaubenssystem mit der scheinbaren Präzision „mathematischer“ (und heute sogar computergestützter) Berechnungen verknüpft wird, um zu einem Resultat zu gelangen, das unter dem Deckmantel pseudowissenschaftlicher Methodik puren Aberglauben verbreitet. Dies ist allerdings nur das extremste Beispiel für die Wechselwirkung zwischen dem „magischen“ und rationalen Charakter von Zahlenverwendung.

Die Macht, die sich mit Hilfe von Zahlen in der öffentlichen Diskussion ausüben läßt, kann man in zwei Kategorien einteilen. Die erste Kategorie umfaßt das unkritische Aufgreifen „magischer Zahlen“ – wir verwenden den Begriff hier in einer weiten Interpretation – im Sinne von Zahlen, die durch Eigenschaften, die nicht in einem funktionalen Verhältnis zum durch die Zahl beschriebenen Sachverhalt stehen, mit Bedeutung aufgeladen werden. Diese Aufladung kann durch einen kulturhistorischen Bezug hervorgerufen werden – wobei der ursprüngliche Bedeutungszusammenhang häufig verloren gegangen ist²⁸. Runde Zahlen spielen allein deswegen eine wichtige Rolle, weil sie der Ökonomie menschlicher Informationsverarbeitung entgegenkommen. Sie treten häufig als Schwellenwerte auf, deren Überschreiten Fortschritt symbolisiert, während die konventionelle Festlegung die Kontrolle des Menschen über den Fortschritt zum Ausdruck bringt.

Ein Beispiel der letzten Zeit ist der Dow-Jones-Index, der im März 1999 den Wert „10.000“ durchbrach. Nun ist der Dow-Jones ein konventionell zusammengesetzter Index, dessen Ausprägung Bedeutung nur in der zeitlichen Betrachtung erhält. Würde man ihn neu festsetzen, würde sich in arithmetischer oder ökonomischer Hinsicht nichts ändern. Trotzdem wurde dem „Ereignis“ Bedeutung zugemessen. Die *Süddeutsche Zeitung* titelte im Wirtschaftsteil vom 17.03.99: „Dow-Jones schafft ‚magische‘ 10.000 Punkte“, sprach von einer „historischen Schwelle“ und diskutierte kurz die möglichen Konsequenzen: „Auf Marktpsychologie spezialisierte Experten erklärten, allein das Überspringen der Marke von 10 000 Punkten könnte weitere Kursgewinne auslösen, da diese Schwelle eine „magische“ Wirkung auf Anleger haben könnte“. Die

Anfälligkeit der Broker für „magische Zahlen“ scheint überraschend hoch zu sein, denn ein Jahr zuvor, als der Dow-Jones die 9000-Punkte-Marke übersprang, nannte dies die SZ in der Ausgabe vom 06. 04. 98 ebenfalls eine „magische Marke“ (und dies sogar zweimal im Artikel-Vorspann). Natürlich war auch dies ein „Historischer Augenblick an der New Yorker Börse“.

Zahlen machen die Umwelt meßbar und damit beherrschbar. Sogar ein so unübersichtlicher Bereich wie die Wirtschaft läßt sich in wenigen Zahlen ausdrücken – so suggeriert es uns der Wirtschaftsteil der Zeitung. Die volkswirtschaftlich relevanten Informationen reduzieren sich dabei allerdings zumeist auf Arbeitslosenquoten, Inflationsraten und das Bruttoinlandsprodukt. Für ein Verständnis der wirtschaftlichen Verhältnisse sind diese Zahlen allerdings kaum ausreichend – Wirtschaftswissenschaftler kennen dann auch ca. zwei Dutzend wichtiger Indikatoren, um ökonomische Prozesse zu beschreiben. Die Unvollständigkeit der Beschreibung ökonomischer Prozesse ist auch in anderen Bereichen zu bemängeln: So werden z. B. Arbeitslosenzahlen als Zustandsbeschreibung der Leistungsfähigkeit der Wirtschaft präsentiert. Typisch für die Art der Berichterstattung ist die Meldung der SZ vom 06. 03. 98: „Bundesanstalt meldet Februar-Rekord bei Arbeitslosigkeit“. Der Vergleich der Arbeitslosenquote mit dem Vorjahresmonat gilt dem Wirtschaftsjournalisten als probates Mittel, Urteile über die Konjunktur abzugeben, die Aussagekraft dieses Werts ist aber gering. Ein besserer Indikator wäre der Vergleich der Differenz der Arbeitslosenquote zum Vormonat über ein Jahr hinweg. Allerdings erfordert es auch mehr Mühe, diesen etwas komplexeren Sachverhalt dem Leser zu vermitteln.

In einer repräsentativen Demokratie hat die Öffentliche Meinung eine zentrale Bedeutung. Aber im Gegensatz zur Meinung einer einzelnen Person, die man über ein Gespräch ermitteln kann, herrscht Unsicherheit über die Ermittlung der „Öffentlichen Meinung“. Obwohl die Sozialwissenschaft über eine Reihe von Theorienansätzen verfügt, die öffentliche Meinung als einen Prozeß charakterisieren, der sich in einem Netz öffentlicher Foren entfaltet und die der „quantitativen“ Sichtweise öffentlicher Meinung fundierte Kritik entgegensetzen²⁹, dominiert nicht nur im wissen-

²⁸ Einen umfassenden Überblick über derartige Bedeutungszuweisungen an Zahlen gibt William Hartston in *Das Lexikon der Zahlen*, München: Droemer-Knaur 1999.

²⁹ vgl. dazu insbesondere Pierre Bourdieu: *Public opinion does*

not exist. In: Armand Mattelart/Seth Siegel (Hrsg.): *Communication and Class Struggle 1: Capitalism, Imperialism*, New York: International General 1979, S. 124-130.

schaftlichen Diskurs, sondern auch in der veröffentlichten Meinung die Vorstellung einer demoskopisch ermittelbaren öffentlichen Meinung. Was „die Öffentlichkeit“ denkt, läßt sich danach einfach feststellen, in dem man die Meinungen einer Stichprobe von Personen erfragt und die Ergebnisse aggregiert. Der erste, politisch problematische Schritt ist die Reduktion öffentlicher Meinung auf eine meßbare Größe, deren Dimensionen durch den Fragenden festgelegt sind: Die Entfaltung öffentlicher Meinung beschränkt sich auf einen vorgegebenen Kanon zulässiger Antworten. Das Publikum wird bei der Themensetzung, der Strukturierung öffentlicher Meinung, nicht berücksichtigt. Der publizistisch problematische Schritt erfolgt in der Umsetzung in Berichterstattung: In der finden sich nämlich in der Regel nur die „relevanten“ Zahlen wieder, nämlich die Verteilung der Reaktionen auf das Frage-Antwort-Spiel, aber keine Informationen zum Entstehungszusammenhang und zur Interpretationsfähigkeit der Daten. Ein Beispiel: „Eine repräsentative Umfrage des Instituts Klaus Peinelt im Auftrag der SZ ergab jetzt, daß 40 Prozent der Münchner eher seltener ins Zentrum finden als noch vor zwei Jahren. Lediglich knapp die Hälfte (43,3 Prozent) bleibt beim bisherigen Rhythmus ihrer City-Fahrten, und nur 13,7 Prozent der Befragten beabsichtigen, eher öfter als bisher in das Areal rund um den Marienplatz zu kommen“, liest man in dem Artikel „Immer mehr Münchner zieht es in die Innenstadt“ am 05. 01. 98 in der SZ. Im gesamten (vierspaltigen) Artikel, der sich fast ausschließlich den Umfrageergebnissen widmet, wird kein Wort über die Stichprobenziehung oder -größe verloren. Zusatzangaben wie Konfidenzintervalle oder Irrtumswahrscheinlichkeiten sucht man in der deutschen Berichterstattung über Umfrageergebnisse meist vergebens⁹⁰. Das Weglassen von Detailinformationen eröffnet dem Journalisten einen Interpretationsspielraum, der weit jenseits dessen liegt, was die Regeln der Statistik zulassen würden. In der SZ vom 19. 09. 98 wird ausführlich über die Ergebnisse des Politbarometers vor der Bundestagswahl berichtet und interpretiert. Lobenswerterweise wird am Ende des fast 1800 Wörter langen Artikels (an der Stelle, an der, glauben wir der Leserschaftsforschung, ein Großteil der Leser bereits

weitergeblättert hat) der Stichprobenumfang berichtet. Weniger lobenswert sind die Interpretationen (die weiter vorne zu finden sind): Veränderungen zur vorherigen Stichprobe in einer Größenordnung von einem halben Prozent werden da als Gewinne und Verluste ausgegeben, obwohl die Differenzen sich nach Standard-Kriterien⁹¹ nicht signifikant von Null unterscheiden. Das Publikum ist also weder an der Strukturierung der „Öffentlichen Meinung“, beteiligt, noch erhält es ausreichende Informationen über ihre Entstehung und Struktur. Es ist ihm weder möglich, die Angemessenheit der Zahlen in Frage zu stellen, noch eröffnet sich ihm die Möglichkeit, kompetente Kritik am Produktionsprozeß der „Fakten“ zu üben: Ist das Befragungsinstitut vertrauenswürdig, die methodische Vorgehensweise korrekt? Die einzige Rolle, die ihm bleibt, ist diejenige des passiven Betrachters.

Die Macht der Zahlen und die Distanz des Publikums

In der Betrachtung des Umgangs mit Zahlen in der westlichen Kultur läßt sich eine Reihe von Funktionen isolieren: 1. ist die Zahl abstrakter Träger einer Wertzumessung, die materielle Werte untereinander und materielle und immaterielle Werte kommensurabel macht; 2. kann man sie als metaphysisches Substrat betrachten, als geheimen Zugang zu den göttlichen Geheimnissen des Universums; 3. dient sie als Instrument der Ordnung und Kontrolle; 4. verstehen wir Zahlen als Mittel der exakten Beschreibung der Welt.

Die Überlagerung dieser Ebenen verleiht der Verwendung der Zahl eine besondere Rolle im öffentlichen Diskurs. Diese Rolle wird dadurch verstärkt, daß der Umgang mit Zahlen in den unterschiedlichen sozialen Segmenten, die am öffentlichen Diskurs teilhaben, unterschiedlich ausgeprägt ist. Wissenschaft und Politik verwenden Zahlen vor allem als Kurzschrift für die auf die wesentlichen Aspekte reduzierte Messung von Realität. Für das breite Publikum erscheinen Zahlen als mehr oder weniger verständliche, unhinterfragbare Produkte administrativer oder

⁹⁰ Die US-amerikanische Tradition des Journalismus verfährt bei dem Umgang mit quantitativen Fakten zumindest sorgfältiger als die deutsche Presse; vgl. z.B. Victor Cohn, *News and Numbers*, Ames: Iowa State Univ. Press 1989.

⁹¹ In der Auswertung von Umfrageergebnissen wird

normalerweise von einer Irrtumswahrscheinlichkeit von fünf Prozent ausgegangen. Unter dieser Voraussetzung würde man bei der gegebenen Stichprobengröße eine Differenz von 0,5 Prozent nicht als signifikante Abweichung von Null interpretieren.

akademischer Handlungsmuster, mit Spuren religiöser Bedeutung. Das Mediensystem, zuständig für die Vermittlung von Informationen und die Förderung von Verständigung, benutzt Zahlen als Statthalter für Fakten, im Zeitalter der Kurznachrichten ein optimales Medium der schnellen Information. Die Zahlen, die das Publikum in den Medien liest, dienen im politischen Diskurs vielleicht häufiger der Verschleierung als der Erklärung. Ein Hauptfaktor dabei ist die Dekontextualisierung, die uns in vielen Bereichen begegnet: Zahlen werden präsentiert, ohne daß ihr Zustandekommen oder ihre Bedeutung für den Laien erkennbar wäre.

Dieser Umgang mit numerischen Beschreibungen verdeutlicht, welche Defizite Medien aufweisen, wenn es darum geht, das Publikum dabei zu unterstützen, zu einer informierten Einschätzung öffentlicher Streitfragen zu kommen: dem, was der Umfrageforscher Daniel Yankelovich als „public judgment“ (im Gegensatz zu „public opinion“), die „öffentliche Urteilsfindung“ bezeichnet; einer Einschätzung, die nicht auf spontaner Meinungsäußerung, sondern auf sorgfältigem Reflektieren von Problemen beruht³². Die Hauptursache für diese Defizite

liegt in der unreflektierten Akzeptanz dessen, was man als „Fakten“ bezeichnet – „harte“ Fakten sind seltener, als uns die Medien glauben machen³³: „Facts consist of hardly more than names and dates“³⁴, resümiert Reinhold Niebuhr. Die Medien schaffen auf diese Weise ein Publikum, das sich mit der Rolle als passiver Rezipient medial aufbereiteter Information zufrieden gibt³⁵:

Dabei berauscht man sich an Zahlen und entlastet sich von persönlicher Verantwortung. Massen sind berauschend. Statistiken und Produktionstabellen sind Teil der dithyrambischen Poesie des industriellen Menschen.³⁶

Die Verwendung einer speziellen, mit Symbolen objektiven Wissens angereicherten Sprache distanziert den Rezipienten vom Geschehen, gibt ihm die Möglichkeit, sich als gutinformierter Konsument zu fühlen, der weder ins Geschehen eingreifen kann noch muß. Die Macht der Zahlen und ihrer Verwendung im öffentlichen Diskurs besteht darin, zur Produktion einer symbolischen Realität beizutragen, die von instrumenteller statt pragmatischer Rationalität³⁷ gekennzeichnet ist.

Dr. Wolfgang EICHHORN (1960)

Studium der Kommunikationswissenschaft, Sozialpsychologie und Amerikanischen Kulturgeschichte in München. 1995 Promotion zum Thema „Agenda-Setting-Prozesse“. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kommunikationswissenschaft München.

³² vgl. Daniel Yankelovich: *Coming to Public Judgment: Making Democracy Work in a Complex World*. Syracuse: Syracuse Univ. Press 1991.

³³ vgl. Carlin Romano: *The grisly truth about bare facts*, in: Robert K. Manoff/Michael Schudson (Hrsg.): *Reading the News*, New York: Pantheon 1986, S. 38-78.

³⁴ Reinhold Niebuhr: *The role of newspapers in America's function as a great power*, in: Ralph D. Casey (Hrsg.): *The Press in Perspective*, Baton Rouge: Louisiana State Univ. Press 1963, S. 44.

³⁵ Dies ist nicht der einzige Aspekt medialer Vermittlung, der Distanz zwischen dem öffentlichen Leben und dem

Publikum herstellt. Vgl. Hans Magnus Enzensberger: *Die Sprache des SPIEGEL*, in: ders.: *Baukasten zu einer Theorie der Medien*, München: R. Fischer 1997, S. 14-43; Roderick P. Hart: *Seducing America. How Television Charms the Modern Voter*. New York, Oxford: Oxford University Press 1994.

³⁶ Marshall McLuhan: *Medien verstehen. Der McLuhan-Reader*, Mannheim: Bollmann 1997, S. 49 (ursprünglich in Marshall McLuhan: *The Mechanical Bride: Folklore of Industrial Man*. New York: Vanguard Press 1951).

³⁷ vgl. John Dewey: *The Public and Its Problems*, New York: H. Holt 1927.

Die Banalität der späten Zahl

Der Jahreswechsel 1998/99 als Anlaß zu apokalyptischer Spekulation in Zeitung und Film

Tanja Busse

Ende Dezember 1998 stellt das deutsche Nachrichtenmagazin *Focus* die Frage nach dem Ende aller Dinge. Auf dem Titelbild der Ausgabe vom 28. 12. 1998 wölbt sich ein orangefarbener Himmel über einer blauen Erde.¹ Über Sternpunkten und Wolkenbergen steht in großen Lettern: „Geht die Welt unter?“ Das Magazin, das mit der Maxime „Fakten, Fakten, Fakten“ für sich wirbt, verspricht die Wahrheit über die letzten Dinge: „Countdown zum neuen Jahrtausend. Endzeit-Propheten haben Hochkonjunktur. Was die Wissenschaft dazu sagt.“ Die Überlagerung von Abendhimmel und Blick aus dem All auf die Erde gibt die Dimension der Bedrohung vor. Die Gefahr kommt von Außen, die Erde als ganze, der kleine blaue Planet im All, scheint in Gefahr zu sein. Der schwefelgelbe Dämmerungshimmel weckt Assoziationen an christliche apokalyptische Erzählungen. Die Schlagzeilen sprechen gleichzeitig von Untergang („Geht die Welt unter?“) und Neuanfang („Countdown...“). Diese Kombination ist im strengen Sinn widersprüchlich. Wenn die Welt unterginge, könnte kein neues Jahrtausend beginnen. Erst als apokalyptische Figur gelesen, macht der Titel Sinn: Etwas muß untergehen, damit ein Neuanfang kommen kann. Die Unterzeilen entschärfen diese apokalyptische Botschaft. Der Hinweis auf die „Hochkonjunktur“ von „Endzeit-Propheten“ weist die Schlagzeilen als Visionen möglicherweise dubioser Denker aus, die der *Focus* mit Kommentaren der „Wissenschaft“ konfrontieren wird.

Silvester 1998 war der letzte Jahreswechsel vor der großen runden Zahl, und eben diese banale Zahl ist der Auslöser für die Weltuntergangsspekulation. Die Vorgabe zu dieser Verbindung von runder Zahl und Schicksalsjahr stammt aus der Bibel: Der Engel, der vom Himmel herabgestiegen ist, „überwältigte den Drachen, die alte Schlange – das ist der Teufel oder der Satan –, und

er fesselte ihn für tausend Jahre. Er warf ihn in den Abgrund, verschloß diesen und drückte ein Siegel darauf, damit der Drache die Völker nicht mehr verführen konnte, bis die tausend Jahre vollendet sind. Danach muß er für kurze Zeit freigelassen werden.“²

Die Rede vom Tausendjährigen Reich in der Offenbarung des Johannes macht aus der Jahrtausendwende ein kritisches Datum. Die Vollenendung von tausend Jahren könnte die Freilassung des Drachens, der alten Schlange, des Teufels, des Satans, kurz: vermutlich großes Unheil bedeuten. Vor der zweiten Jahrtausendwende nach Christus trifft die alte Vorstellung von der schicksalhaften Zahl auf eine mediale Lust an runden Zahlen. Es ist ein Gesetz der Medien, das aus dem runden Geburtstag eines bedeutenden Menschen oder der runden Wiederkehr eines Ereignisses ein aktuelles Thema macht, über das berichtet werden muß. Der besondere Tag ist kein Grund, aber ein Anlaß zu Rückschau und Vorschau zugleich. Die Jahreswende 1998/99 ist die (in der öffentlichen Wahrnehmung) letzte Jahreswende im alten Jahrtausend, und damit nach populärer Lesart ein besonderer Tag am Beginn eines schicksalhaften Jahres.

Die meisten deutschen Zeitungen und Zeitschriften sind zur Jahreswende 1998/99 nicht am Millenniumsfieber erkrankt. Von einer endzeitlichen oder apokalyptischen Stimmung kann nicht die Rede sein. Mit steigendem Bildungsniveau ihrer Zielgruppe distanzieren sich die Medien von der Bedeutung des Jahrtausendwechsels.

Die Qualitätszeitungen enthalten sich vornehm aller apokalyptischen Hysterie. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ) widerlegt mit aufklärerischem Duktus alle Endzeitgedanken und Zahlenspiele. Unter der Überschrift „Ein ganz besonderes Jahr – irrtümerlicherweise“ erklärt Roswin Finkenzerler vier Spalten breit, warum unser Jahrtausend erst 2001 enden wird, und leidet an der

¹ *Focus* Nr. 53 vom 28.12.1998; Rolf Kunkel: *Wo das neue Jahrtausend beginnt*, S. 54-60; Michael Odenwald: *Das Ende des Universums*, S. 88-91; Robert Thiede: *Endzeitangst: Wird 1999 unser Schicksalsjahr?* S. 101-105; Christian Weber: *Die Angreifer aus dem All*, S. 106-109;

„Für den schlimmsten Fall gerüstet sein“. *Der Jahr-2000-Spezialist Ed Yardeni warnt vor gravierenden Folgen des Computerchaos: Blackouts, Börsencrash und Versorgungsengpässe*, S. 110-111.

² Offb 20, 2-3.

Dummheit der anderen: „Wieder einmal triumphiert die Anschauung, und sei es um den Preis, daß eine ganze Zivilisation sich ins Bockshorn jagen läßt.“³ Diese dualistische Interpretation kennt nur die Aufgeklärten, die sich auf historische Fakten berufen, und die *ins Bockshorn Gejagten*. Eine dritte Gruppe, die in der öffentlichen Meinung die Mehrheit ausmachen dürfte, kommt darin nicht vor. Das sind diejenigen, die sich der Jahrtausendwende als Anlaß für eine große Feier und ein bedeutendes Ereignis bedienen, ohne dazu historische Fakten als Beleg zu benötigen. Dazu dürfte ihnen die allgemeine Übereinkunft einer bevorstehenden Jahrtausendwende reichen.

Auch die *Süddeutsche Zeitung* enthält sich apokalyptischer Töne und distanziert sich von Silvesterbräuchen, weniger im Duktus des Aufklärers als die *FAZ*, eher mit wohlwollendem Humor. Der Jahreswechsel wird als buntes Thema präsentiert, im Unterschied etwa zum Regierungsneuanfang in Berlin als wichtigem Thema. In der kleinen Rubrik *Aktuelles Lexikon* liest man, daß die Jahrtausendwende „einer der ganz großen populären Irrtümer“ sei, da sie eigentlich erst 2001 stattfindet, was die „ebenso feier- wie schreckensstüchtige Menschheit“ aber nicht weiter zu stören scheint.⁴ Die Jahrtausendwende findet nicht statt, man feiert sie trotzdem. Im Feuilleton kommentiert Michael Winter fröhlich-ironisch das Konzept der katholischen Kirche, nach der das Jahr 1999 ein Ablassjahr ist. Darin heißt es: „Wir sind recht sicher, daß das Jahr 1999, trotz der Weissagungen von Uriella und anderen düsteren Propheten, wie zum Beispiel den Wirtschaftsweisen, nicht die Ouvertüre zum Jüngsten Tag sein wird.“ In unserer postmodernen Welt stehen offenbar verschiedene Entwürfe nebeneinander: Es gibt die feiersüchtigen Menschen auf der Suche nach der größten Silvesterparty, besinnliche Dorfbewohner, Sektenan-

Die Jahrtausendwende findet nicht statt, man feiert sie trotzdem

hänger und katholische Gläubige, die sich jahrhundertalter Tricks zur Erlangung des reinen Gewissens bedienen. Keiner dieser Denk- und Lebensentwürfe wird als *ins Bockshorn gejagt* entlarvt, sie werden vielmehr freundlich-lächelnd beschrieben.

Im *Stern* ist keine Rede vom bedeutenden Jahreswechsel, nicht einmal von Silvester. Der *Spiegel* ist in abgeklärter Aufbruchsstimmung, das Ende findet nicht statt. Der Leser der letzten Ausgabe des Jahres 1998 erhält den Eindruck, alles werde besser.⁵ Eine rosafarben unterlegte Graphik auf Seite 20 zeigt Umfrageergebnisse: Auf die Frage „Wie wird sich für Sie persönlich das kommende Jahr entwickeln?“ antworten 46 Prozent der von Emnid Befragten mit „besser“ und 13 Prozent mit „schlechter“. Die Entwicklung der Kurven von 1978 zeigt: Noch nie gab es so viel Optimismus.

Der Jahresrückblick des *Spiegel* trägt den Titel *Kultig, geil, global, normal*. Darin geht es um Fußball und Fernsehmoderatorinnen, um nackte Frauen und junge Politikergattinnen, um Kult und Popkultur („Kult ist das Gegenteil des alten Kulturpessimismus“⁶). Die Bedeutung von Unterhaltung und Sport überwiegt die der Politik, das „Stimmungstief des Jahres 1998“ war die Fußballweltmeisterschaft. Reinhard Mohr erörtert die Frage nach der deutschen Normalität und diagnostiziert eine „Hedonistenversammlung, die inzwischen einen starken Gegentrend zur wehmütig-

tiefergründigen Misanthropie deutscher Geistes tradition etabliert hat“.⁷ Die kultigen unter den Fernsehmoderatoren, die *Protagonisten der Hedonistengesellschaft*, zeigen eine neue Haltung: „Gnadenlos zynisch, sarkastisch und ironisch, oft auch trivial, infantil und geschmacklos kommentieren sie die scheinbar ausweglose Lage der Welt, in der das gemeinsame, befreiende Lachen der einzige Weg zu neuer Wahrheit zu sein scheint – und zu neuer Ratlosigkeit.“ Worin diese neue Wahrheit inhaltlich bestehen könnte, erfährt der Leser nicht. Der Text erweckt den Eindruck, die Deutschen seien so sehr mit sich selbst und ihrer neuen Rolle beschäftigt, daß für inhaltliche

³ Roswin Finkenzeller: *Ein ganz besonderes Jahr – irrtümlicherweise*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 31.12.1998, S. 16.

⁴ *Süddeutsche Zeitung* vom 31.12.1998: *Aktuelles Lexikon: Jahrtausendwende*, S. 2; Michael Winter: *Reiner Tisch. Im Jahr 2000 sind wir endlich aller Sünden ledig*, S. 17; *Über allen Gipfeln*, S. 18.

⁵ *Der Spiegel* Nr. 53 vom 28.12.1998: *Nachgefragt: Rosiges*

1999, S. 20; Reinhard Mohr: *Jahresrückblick 1998: Kultig, geil, global, normal*, S. 46–56; Wolfgang Reuter: *Die Katastrophen-Wächter*, S. 69–71; *Böser Kater garantiert*, S. 81; Matthias Schulz: *Das Puzzle des Philosophen*, S. 156–167.

⁶ ebd., S. 47.

⁷ ebd., S. 50.

Bestimmungen kein Platz bleibt. Es geht um Haltung, nicht um Positionen. Eine Antwort auf die Frage nach der menschengemachten globalen Gefährdungslage gibt es nicht: Es herrscht Ratlosigkeit statt Betroffenheit, Spaß und Ironie sind die Medizin gegen innere Leere.

In diesem Klima bleiben die alten Tugenden der modernen Gesellschaft erhalten: Risikofreudigkeit und ein – wenn auch gedämpfter – Glaube an Machbarkeit und Kontrollierbarkeit. In einem Bericht über das gewachsene Interesse der Deutschen an Börse und Aktien heißt es: „Nicht nervös werden – wo Risiko ist, ist auch Chance.“⁸ Unter der Überschrift „Die Katastrophen-Wächter“ berichtet ein *Spiegel*-Autor über die Schwierigkeiten der Rückversicherer bei großen Naturkatastrophen. Der Leser lernt: Naturkatastrophen sind nicht ganz zu versichern. Er lernt aber auch, daß man jeder Katastrophe eine Schadenssumme zuordnen kann, daß man den Globus per Computer als ein Verteilungsgebiet finanzieller Wertanhäufungen betrachten kann. Das heißt implizit, alles ist ökonomisierbar. Bedrohung und Gefahr sind nicht beherrschbar, aber berechenbar. Risiken begegnet man mit Wahrscheinlichkeitsrechnung. Diese Denkhaltung gilt vermutlich nicht nur für Versicherungen und Rückversicherer, sondern sie entspricht auch dem Habitus des Indifferenten, der emotionale Überforderung in Gleichgültigkeit verwandelt.

In dieser kultig geil global normalen Zeit stellt nun das moderne Nachrichtenmagazin *Focus* allen Ernstes die Frage, ob die Welt untergeht. Die Titelthemen heißen: „1999. Der Aufschwung der Untergangspropheten“ und „Kometen: Reale Gefahr durch Unheilboten aus dem Weltraum“. Die Geschichte über die Endzeitpropheten erzählt in spöttischem Ton von dem „deutschen Apokalyptiker“ Stephan Berndt, der Prophezeiungen aus verschiedenen Jahrhunderten mit Hilfe eines Computerprogramms auswertet und zu dem Schluß kommt, daß ein Angriff der Russen und eine Sintflut bevorstehen. In ironischen Passagen distanziert sich der Autor von Berndts Untergangserwartungen: „Daß ‚großes Unheil‘ in der Luft liegt, glaubt der Zeitgenosse auch ohne Mitgliedsausweis einer Selbstmordsekte. Es ist ja vage genug.“ An anderer Stelle heißt es: „Nordlichter hören es bestimmt ungern, aber es muß

klar ausgesprochen werden: Jetzt weiter in der Hansestadt zu wohnen ist geradezu unverantwortlich.“⁹ Im Text wechseln die spöttisch-ironischen Beschreibungen der Endzeitpropheten mit kommentierenden Passagen, in denen der Autor rationalistische Erklärungen der Endzeitprophezie vorträgt. Dies geschieht in blumiger Sprache und im Ton des überlegenen Wissenden:

*Zwar: Literaturhistorisch gesehen kombinieren solche Rätselsprüche in der Façon des französischen Renaissance-Astrologen Nostradamus (1503 – 1566) nur mehr oder weniger virtuos auratische Ortsnamen und Archetypen der Real-Geschichte. Untergangsfreunde aber gönnen der Schizo-Poesie nicht den historischen Bezug. Mit aller Gewalt wollen sie ihr die prognostische Dröhnung abhandeln.*¹⁰

Die Interpretation der „Rätselsprüche“ als Prophezeiungen ist also wissenschaftlich, *literaturhistorisch*, widerlegbar. Warum die Endzeitpropheten dennoch auf ihrer Lesart bestehen, hat eine banale psychologische Erklärung: Sie sind „einfach nur süchtig nach dem exklusiven Feeling, als Auserwählte erhabene Kosmo-Katastrophen vorweg zu wissen“.¹¹

Zwei kurze Interviews ergänzen den Text: eines mit dem Apokalyptiker Stephan Berndt, ein anderes mit dem Historiker Alexander Demandt. Die Fragen der *Focus*-Autoren sind nüchterner und sachlicher als der Text über die Endzeitpropheten. Demandt erklärt in sieben kurzen Antworten, daß unsere Religion apokalyptische Bilder enthält, die „präsent bleiben“ und wir damit „große Schwierigkeiten“ haben. Das Interview ist betitelt mit „Grundfarbe unserer Kultur“, der Leser erfährt, daß die irrationalen apokalyptischen Vorstellungen reale Auswirkungen haben werden.¹² Von den Aussagen des Flutwellenpropheten distanziert sich der *Focus* durch Anführungsstriche und drei Pünktchen, die Berndts Prophezeiung einer gigantischen Flutwelle den Charakter eines Märchens verleihen.¹³ In den Fragen bezieht er deutlich Position gegen Berndt: „Was bringt Ihre Methode eines Computer-Vergleichs? Unsinnige Texte werden ja nicht dadurch sinnvoller, daß sie gehäuft auftreten und deswegen ernst genommen werden.“ Der Leser lernt: Es gibt spinnerte Menschen, die an den

⁸ ebd., S. 64.

⁹ *Focus* Nr. 53 v. 28.12.1998, a.a.O., S. 103.

¹⁰ ebd.

¹¹ ebd., S. 104.

¹² ebd., S. 102.

¹³ ebd., S. 105.

Weltuntergang glauben. Man setzt sich nicht ernsthaft mit ihnen auseinander, sondern kommentiert sie amüsiert und mit Ironie.

Im Gegensatz zu dieser anti-apokalyptischen Interpretation steht die Aufmachung des Artikels. Er wird mit den Begriffen *Endzeitangst* und *Apokalypse* angekündigt. Eine Collage auf der ersten Doppelseite kombiniert Männer in Schutzanzügen, einen Kometeneinschlag, eine rasende Erde, ein gemaltes Skelett, aufgespießte nackte Leiber, die Zahlen 1999 und 666 und einen ausgeschrieben Countdown von 10 bis 1. Auf den folgenden Seiten umrahmen kleine Photos mit kurzen Erklärungen den Text. Es sind Ereignisse, die den klassischen Apokalyptikern von heute als Zeichen des Untergangs gelten könnten (der Massenselbstmord von Sektenmitgliedern, Naturkatastrophen, Feuersbrünste, Börsenturbulenzen), vermischt mit Hinweisen auf apokalyptische Stellen in der Bibel (Daniel, Johannes-Apokalypse, die Vorstellung eines großen Strafgerichts). Hier verzichtet der *Focus* auf eine rationale Entschärfung. In einigen Bildunterzeilen wird er selbst apokalyptisch: „Nie dagewesene Stürme und Regenfälle alarmieren die Welt“ und „Naturwissenschaftler schließen die Möglichkeit finaler Kollisionen nicht aus.“¹⁴ An einigen Stellen spielt der Autor mit dem Grusel des Es-könnte-ja-was-dran-sein. So schreibt er, Berndt spreche „so eindringlich (...), daß auch uns schnell mulmig wird“.¹⁵ Der *Focus*-Bericht vermischt Anti-Apokalyptisches mit Apokalyptischem, die Aufklärung über apokalyptisches Denken mit Elementen des Apokalyptischen selber. Offenbar gibt es nach der *Focus*-Sicht Anzeichen in der Welt, die auf eine Endzeit hindeuten, die aber nicht apokalyptisch interpretiert werden sollen.

Nach dieser verwirrenden Darstellung folgt auf zwei Doppelseiten eine Geschichte über Meteoriten. Die Aufmachung greift auf klassische apokalyptische Semantik zurück: Bilder von Sintfluten und herabstürzenden Sternen. Der Text beschreibt in flapsiger Rhetorik, daß ein Weltuntergang durch Meteoriteneinschlag durchaus möglich ist: Die Erde ist „eine Figur in einer kosmischen Schießbude. Und manchmal gibt's auch Treffer.“¹⁶ Erst das sorgfältige Studium einer Statistik über die Häufigkeit von Meteoriten-Einschlägen klärt darüber auf, daß ein solcher Treffer,

der eine globale Katastrophe auslösen könnte, statistisch einmal in einer Million Jahren stattfindet. Der Weltuntergang ist also sehr unwahrscheinlich, aber möglich. Über eine solche Bedrohung wird nicht im Ton verängstigter Betroffenheit geschrieben. Der Autor gibt sich vielmehr kühl und abgeklärt und schreibt: „Für ihr Alter ist die Erde relativ selten untergegangen.“¹⁷ Nur der erste und letzte Satz sind im apokalyptischen Ton verfaßt. Der Text beginnt so: „Vielleicht hat sich der große Killer schon auf den Weg gemacht.“ Er endet: „Käme heute ein großer Killer vor die Fernrohre der Astronomen, bliebe den Menschen wenig übrig, außer noch einmal kräftig Silvester zu feiern. ‚Wir würden ihn zu spät entdecken, um noch etwas tun zu können‘, sagt West.“¹⁸ Damit formuliert der Autor eine existentielle Bedrohung, die er allerdings im Text durch wissenschaftliche Erkenntnis (geringe Wahrscheinlichkeit eines Einschlags) einschränkt. Bei der Beschreibung des Aussterbens der Dinosaurier durch den Einschlag eines *Mega-Asteroiden* verwendet der Autor die apokalyptische Figur. „Das ist eine der großen ironischen Wenden in der Geschichte der Natur: Der große Killer von Chicxulub machte den Weg frei für die Evolution des Homo Sapiens.“¹⁹ Das ist die Figur der Transformation durch Zerstörung und der Entstehung des Neuen nach dem Untergang des Alten. Diese Art der Entwicklung wird nicht als historisch notwendig dargestellt (wie bei den jüdischen und christlichen Apokalyptikern), sondern als Einzelfall: als *ironische Wende der Geschichte*. Ein weiteres Element apokalyptischen Denkens findet sich in der Bildunterzeile des Porträts eines Wissenschaftlers, der einen Stein, offensichtlich einen Meteoriten, in der Hand hält: „Trotz der Meteoriten-Suchprogramme gibt es nach wie vor Objekte, die schnell und unerwartet aus dem All auftauchen.“ Die adverbiale Ergänzung *schnell und unerwartet* ist rot hervorgehoben. Sie verstärkt die Bedrohung durch die Angabe der Unwissenheit und enthält das frühchristliche Element des unmittelbar bevorstehenden großen Ereignisses (dort: der Rettung, hier: des Untergangs). Typisch für das apokalyptische und untypisch für das wissenschaftliche Denken ist auch die Subjektivierung des möglicherweise auf die Erde treffenden Gesteinsbrocken. Wenn er als *der große Killer* bezeichnet wird, klingt das, als gehe es

¹⁴ ebd., S. 102 u. 104.

¹⁵ ebd., S. 101.

¹⁶ ebd., S. 106.

¹⁷ ebd., S. 106.

¹⁸ ebd., S. 108 u. 111.

¹⁹ ebd., S. 108.

nicht allein um die Wirkung, sondern auch um die Absicht des Gesteins. Ausdrücke wie *Angreifer aus dem All*, *Geschoß* und *Zielscheibe Erde* suggerieren einen Feind, dessen Waffen die Meteoriten sind.

Hier zeigt sich das reflexartige Bemühen um Sinnstiftung: Der Zufall allein, mit dem das Nahen eines solchen Meteoriten wissenschaftlich erklärt wird, reicht nicht aus. Der Apokalyptiker verlangt einen Feind. Wenn ihm sein säkulares Weltbild verbietet, auf einen Gott zurückzugreifen, werden die angekündigten Katastrophen durch Waffen *ohne* Urheber verursacht. Es ist vermutlich schlicht das Böse, das da aus dem All herankommt.

In der *Focus*-Geschichte über die Meteoriten finden sich also Elemente des Apokalyptischen (existentielle Bedrohung, die apokalyptische Figur, eine höhere Macht mit Zerstörungspotential) neben Passagen aufgeklärt-wissenschaftlichen Denkens. Auch hier weisen Aufmachung und Inhalt in verschiedene Richtungen. Ähnlich der Text über die „globale Datenapokalypse“.

Mit der Kopplung dieser drei Themen (Endzeitpropheten, Meteoriten, Computer) als Titelthema unter der Frage „Geht die Welt unter?“ wird, ganz apokalyptisch, ein Zusammenhang verschiedener Themen suggeriert, die wenig miteinander zu tun haben. Allein die Fragestellung nach einer über all diesen Einzelthemen stehenden Endzeit gibt der Verbindung der drei Themen Sinn.

Der Leser dürfte jedoch den Eindruck erhalten, daß auf der bunten Verpackung des *Focus* zwar Weltuntergang steht, das Heft aber keinen solchen Untergang enthält. *Focus* kündigt den Weltuntergang an und widerlegt dann sein Kommen. Ein solches Vorgehen entspricht der Aufmachung des Heftes, in dem Texthäppchen und bunte Bilder und Graphiken durcheinandergemischt werden. Die Verwendung einzelner apokalyptischer Elemente erzeugt eine punktuelle Hysterie in der indifferenten Kühle. Hier trifft der Habitus der Gleichgültigkeit auf massenmedial verbreitete Hysterie. Der postmoderne Indifferente macht sich diese Hysterie für einen Moment zu eigen, er verspürt ein bißchen Grusel und keine Angst („so eindringlich (...)“, daß auch uns schnell mulmig

wird“). Doch er erholt sich schnell und findet sofort zurück zu seiner souveränen ironisch-distanzierten Haltung.

Der postmoderne Indifferente weiß, daß er sowieso von irgendetwas betroffen und gefährdet ist. Aber das schockiert ihn nicht. Er findet nichts dabei, sich *in einer kosmischen Schießbude* aufzuhalten. Wenn die Welt untergeht, wird er sich nicht „mit einem Gewehr in einer Hütte im Wald (...) verschanzen“, wie die „Survivalists“, die einen globalen Crash durch Computerabstürze erwarten. Er wird einfach „noch ein einmal kräftig Silvester (...) feiern.“²⁰

In einer Reportage stellt *Focus* die östlichste Insel der Welt vor, auf der die ersten Sonnenstrahlen des Jahres 2000 zu sehen sein werden. Vom kleinen neuseeländischen Pitt Island aus werden Kamerateams Bilder in die ganze Welt übertragen. Die Schäfer der Insel verkaufen deshalb ihre Wolle (einen Dollar per Kilo) teurer, schreibt der *Focus*, denn sie trägt das Label „First to see the sun“. Statt Weltuntergang ist es hier der Sonnenaufgang, der zum Erlebnis wird.

Ein Ereignis im klassischen Sinn, etwas, das sich auch ohne medialen Anlaß ereignet, sind beide nicht. Der Weltuntergang ist Konstrukt und Erwartung einer postapokalyptischen Gesellschaft, der Sonnenaufgang ist ein Medienereignis, das allein durch seine mediale Inszenierung zu etwas Besonderem wird. Nach Walter Benjamin hat das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit seine Einzigartigkeit und Ortsgebundenheit und damit seine Aura verloren.²¹ Die Mediengesellschaft erfindet neue Auren, indem sie dem Gewöhnlichen den Anschein der Einzigartigkeit verleiht. Nur auf Mount Hakepa auf Pitt Island um vier Uhr vierundvierzig und sechsundvierzig Sekunden, nur an diesem Ort um diese Zeit, geschieht das Banale, das bedeutungsvoll für die ganze Welt sein soll: Die Sonne geht auf.

Auch die Boulevardzeitung *Bild* hat wie *das moderne Nachrichtenmagazin Focus* für die Silvesterausgabe eine Verbindung von Astronomie und Prophetie als Aufmacher gewählt. „1999 – das unheimliche Sternen-Jahr“ lautet der Titel.²² Ganz oben auf der Seite steht: „Totale Sonnenfinsternis. Gefährliche Planeten-Konstellation. Düstere Nostradamus-Prophezeiung“. Der Leser

²⁰ ebd., S. 109 u. 111.

²¹ Walter Benjamin: *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, in: ders.: *Illuminationen. Ausgewählte Schriften I*, Frankfurt am Main 1974,

S. 136-169.

²² *Bild* vom 31.12.1998: 1999 – das unheimliche Sternen-Jahr, S. 1; *Reise, Freizeit – was Sie 1999 alles erleben*, S. 13.

wird gewarnt: 1999 werden sich bestimmte Planeten gegenüberstehen, das ergibt ein „magisches Quadrat wie 1914, als der 1. Weltkrieg ausbrach“.

Das Titelbild enthält eine ganze Reihe apokalyptischer Elemente: Es kündigt eine bevorstehende Krisenzeit an, die zuerst am Himmel sichtbar wird. Das ist klassisch apokalyptisch: Die Bedrohung kommt aus dem All. Als Quellen dieser Prophezeiung nennt der Text „Astrologen“ und den „Seher Nostradamus“, sie wissen, was der Leser nicht wissen kann, und müssen durch nichts als ihre Berufsbezeichnung oder ihren Namen legitimiert werden. Ihre Autorität wird nicht hinterfragt. Das Adjektiv „unheimlich“ verweist auf eine höhere Macht, deren Wirken nicht verständlich ist. Der Mensch ist Sternenkongstellationen und magischen Quadraten ausgeliefert. Selbst der Erste Weltkrieg scheint nicht Folge menschlichen Handelns, sondern Ergebnis stellarer Einflüsse gewesen zu sein. Eine solche Weltansicht ist nicht nur klassisch apokalyptisch, insofern sie die Menschen einer nicht beherrschbaren Katastrophe ausliefert, sondern auch prärationale. Im kulturanthropologischen und entwicklungspsychologischen Modell der aufsteigenden Bewußtseinsstrukturen würde man von einem magischen Denken sprechen. Doch sind weder *Bild*-Texter noch -Leser auf der magischen Bewußtseinsstufe hängengeblieben. Man muß vielmehr davon ausgehen, daß sie die nach den Regeln der Logik unvereinbaren Konzepte magischen und rationalen Denkens vereinbaren. Aberglauben und Astrologie sind ein weit verbreitetes Spiel, dem ein subjektiv unterschiedlicher Wahrheitsgehalt zugebilligt wird. So kann man das *Bild*-Titelbild gleichzeitig als Ausdruck apokalyptischen Denkens lesen und als Spiel mit Wahrheit und Schicksal. Wenn in der Hyperrealität Wirklichkeit und inszenierte Wirklichkeit verschmelzen und mediale Konstrukte Wirklichkeit oft erst erschaffen, ist ein solches Spiel erlaubt.

Ein Jahr später, am letzten Tag des Jahres 1999, hat das Thema der schicksalhaften Bedrohung anlässlich der Jahrtausendwende längst seinen Reiz verloren. *Focus* titelt „Megapreise für kluge Köpfe“ und breitet auf zwölf Seiten sein „2000 – Rätsel“ aus und berichtet sieben Seiten lang über „Europas größte Böllerfabrik“. ²³ *Bild* schreibt wie

beseelt von der Erwartung großen Glücks: „*BILD* wünscht der ganzen Welt Liebe, Glück, Gesundheit“ und listet acht weitere gute Wünsche auf, bis die halbe Titelseite voll ist. ²⁴ Unter der Überschrift „Um mich tobt der Millenniums-Wahn“ folgt der Erfahrungsbericht des Regierungssprechers Béla Nikolai Anda, dessen Wohnung in der Sperrzone einer der Berliner Silvesterfeten liegt, und beim „Bild Millennium-Spiel“ kann man ein „Einkaufs-Fahrrad“ gewinnen. ²⁵ Die apokalyptischen Spiele sind einem Jahrtausendoptimismus gewichen. Einzig das Y2K-Problem, die Angst vor dem großen Computerabsturz zur Jahrtausendwende, ließe sich als Inszenierung einer schicksalhaften Bedrohung deuten. Doch in den Silvesterausgaben scheint der Wille zum Feiern größer als die Lust am Grusel. *Bild* schreibt gar nichts darüber, *Focus* bringt auf drei Seiten ein Interview mit dem „Sicherheitsexperten Michael Hange“, der „Deutschland für gut gewappnet“ hält. ²⁶

Doch in den Jahren vor der Jahrtausendwende war die apokalyptische Bedrohung ein großes Thema. Der Gruselspaß, sich den größtmöglichen Untergang vorzustellen, inspirierte nicht nur Magazininhaber, sondern auch Regisseure und Buchautoren. Die *Focus*-Berichte über die Erde in der *kosmischen Schießbude* waren nur die journalistische Entsprechung zu einer Reihe von Filmen zum gleichen Thema.

Apokalyptische Erzählungen sind immer medial vermittelt gewesen. Die klassischen Apokalypsen waren Texte, die eine konkret erfahrene Situation interpretierten. Die apokalyptischen Erzählungen seit Beginn des Atomzeitalters aber nehmen Bezug auf eine Gefahr, die selbst erst medial vermittelt werden muß, die erst durch Texte entsteht. Diese Kommunikation über Gefahr findet in einem medialen Kontext statt, in dem die Bedeutung der medial vermittelten Information gegenüber der direkt erfahrenen wächst und in dem die Grenze zwischen Fiktion und ‚Realität‘ verschwimmt. Die Welt verschwindet in den Medien. Die Verstrickung von Realität und Abbild und die Auflösung der Realität in der Simulation betreffen ganz besonders die apokalyptischen Erzählungen. Die in ihnen beschworenen Gefahren – globale Umweltkatastrophe oder

²³ *Focus* Nr. 52 vom 27.12. 1999, S. 54-68 und S. 74-79. Wer einen der „Mega-Preise“ gewinnen will, muß zum Beispiel wissen, wie der „Nachname eines berühmten in Frankfurt lebenden Professors“ war, Adorf, Adonis oder

Adorno (S. 58.).

²⁴ *Bild* vom 31.12. 1999.

²⁵ ebd. S. 2 und 12.

²⁶ *Focus* Nr. 52, a.a.O., S. 114.

Kometeneinschlag – sind sinnlich nicht wahrnehmbar. Sie werden erst medial konstruiert. Die imaginierten Apokalypsen finden in der Hyperrealität statt, und der Apokalyptriker, der vor der Jahrtausendwende die Welt retten oder untergehen lassen will, hat es immer mit einer solchen Realität zu tun.

Darin verschwimmt die Trennung von echter und ausgedachter Gefahr, das Motiv der weltbedrohenden Meteoriten wird zum Gruselspaß und erscheint in Nachrichtenmagazinen ebenso wie im Kino. 1996 erschien *Independence Day*²⁷, die Geschichte einer Invasion Außerirdischer, 1998 *Deep Impact* und *Armageddon*²⁸, in denen die Welt vor Kometen und Meteoriten gerettet werden muß.

Vordergründig ist es wieder die runde Zahl, die Hollywood-Regisseure veranlaßt, die Welt beinahe untergehen zu lassen. Ist der Weltuntergang also ein Event in der Spaßgesellschaft geworden? Oder steckt mehr hinter dem *katastrophalen Kitzel*²⁹ (Sloterdijk)?

Armageddon erhebt den Kinobesucher zum allwissenden Beobachter ins All. Er hört friedliche Engelsmusik und sieht die Erde. „Dies ist die Erde zu der Zeit, als die Dinosaurier durch die üppigen Wälder dieses fruchtbaren Planeten streiften“, spricht ein Mann aus dem Off. Vor uns fliegen graue Brocken auf die Erde zu. „Ein Felsbrocken von knapp zehn Kilometern Durchmesser setzte dem ein Ende. Sein Aufprall setzte die Energie von zehntausend Atombomben frei.“ Eine glühende Explosionswolke breitet sich auf der Oberfläche des Globus aus. „Eine Billion Tonnen Staub wurde in die Atmosphäre geschleudert und wurde zu einem alles erstickenden Mantel, den auch die Sonnenstrahlen über tausend Jahre hinweg nicht zu durchdringen vermochten.“

Der Kinozuschauer hat so eben einem Weltuntergang von oben zugeschaut. Das hat eine Minute und zehn Sekunden gedauert. Man lernt: „Es ist einmal geschehen, es wird wieder geschehen. Die Frage ist nur, wann.“ So beginnt der Film *Armageddon*, der nach dem Versammlungsort vor der letzten Schlacht aus der Johannes-Offenbarung (Offb 16,16) benannt ist. „65 Millionen Jahre später“, so informiert ein Text-Insert, beginnt die

eigentliche Geschichte, wieder im All. (...) Ein Meteoritenregen ist auf die Erde niedergegangen und hat Krater in die Straßen von Manhattan gerissen. Ein Mops hängt an seiner Leine im Loch und ein Taxifahrer ruft: „Wow, wir haben Krieg!“ Weltuntergänge in Hollywood sind komisch.

Der Präsident der Vereinigten Staaten will wissen, was „dieses Ding“ ist. „Das ist ein Asteroid, Sir“, antworten ihm die Experten von der NASA. „Wird dieser – Asteroid die Erde treffen?“ „Das versuchen wir gerade herauszufinden, Sir.“ „Mit welchem Schaden müßten wir rechnen?“ Sorgenvolles Gesicht des NASA-Experten. „Totalschaden, Sir.“ Pause. Sphärische Klänge im Hintergrund. „Das bezeichnen wir als globalen Killer. Das Ende der Menschheit.“

Das ist die zeitgemäße Form der Apokalypse: Was angesichts globaler Gefährdungen unternommen wird, ist hier nur Krisenmanagement und Verhinderung von Schlimmerem, ohne weltverbessernde Utopien als Handlungsanleitung. Das entspricht dem Zustand der atombombenbedrohten Welt: Es kann nur darum gehen, den Atomkrieg zu verhindern, die Erhaltung

eines bedrohten Status quo ante muß das Maximalziel sein. Eine bessere Zukunft, ein Neues Jerusalem, also eine Welt, die von ihrer atomaren Bedro-

Ist der Weltuntergang ein Event der Spaßgesellschaft geworden? Oder steckt mehr hinter dem katastrophalen Kitzel?

hung befreit wäre, muß angesichts der Irreversibilität technischer Entwicklungen als unerreichbar erscheinen.

Was also tun? Im Film ist der Zuschauer nun als möglicher Betroffener in die Handlung einbezogen. Ab sofort ist er ebenso beteiligt wie der New Yorker Taxifahrer inmitten zischender und krachender Meteoriteneinschläge. Jetzt kann nur noch Bruce Willis helfen, der sich in *Twelve Monkeys* (USA 1995, Regie: Terry Gilliam) und *Das fünfte Element* (USA 1997, Regie: Luc Besson) als Welten- und Menschenretter verdient gemacht hat.

In *Armageddon* ist er Bohrspezialist und soll auf den Asteroiden fliegen, um ihn von innen zu sprengen. Wenn ihm das nicht gelingt, wird die Welt untergehen: Flutwelle, Feuerstürme, nuklea-

²⁷ *Independence Day*, USA 1996, Regie: Roland Emmerich.

²⁸ *Deep Impact*, USA 1998, Regie: Mimi Leder; *Armageddon*, USA 1998, Regie: Michael Bay, mit Bruce Willis.

²⁹ Peter Sloterdijk: *Wieviel Katastrophe braucht der Mensch?* In: *Psychologie heute: Wieviel Katastrophe braucht der Mensch*, Weinheim/Basel 1987, S. 56.

rer Winter, so die Prognose der NASA. Der Zuschauer darf sich gefährdet fühlen, wird aber, der Perspektive der allwissenden Kamera folgend, ins All gebracht: In grünem Licht taumeln Felsbrocken, es kracht. Der Countdown läuft, in fünfzehn Tagen drei Stunden zweiundzwanzig Sekunden geht die Welt unter. Aber Bruce Willis nimmt den Auftrag an, der Rest ist ein technisches Problem und ein Actionfilm. „Sie landen auf dem Asteroiden, bohren das Loch, schmeißen Atombomben rein, fliegen los und sprengen das Ding.“

Die Reise zur Rettung der Welt ist eine klassische Abenteuergeschichte: ein Wettlauf mit der Zeit in unwegsamem Gelände, mit technischen Schwierigkeiten und psychologischen Problemen, die alle erst in letzter Sekunde gelöst werden, pathetisch und witzig zugleich. *Armageddon* erzählt die Geschichte eines in letzter Sekunde verhinderten Weltuntergangs, und es ist ein amerikanischer Unterhaltungsfilm, ein Actionfilm, der streckenweise als Komödie inszeniert ist.

Eine Geschichte vom Weltuntergang kann offensichtlich unterhaltend sein. Weltuntergangsverhinderung im Kino bedeutet Action. Das minutenlange Explosionsgewitter übertönt dabei die ungeheure Botschaft des Filmes: Atombomben retten die Welt.

Könnte das ein Hinweis auf tiefer liegende Ursachen für die Geschichten vom Ende sein? Die beiden Filme nehmen das Thema der bedrohten Menschheit auf, verlagern die Gefahr nach außen, ins All, und heben sie schließlich auf. Nach dem Atombombenabwurf von Hiroshima und Nagasaki und nach dem Reaktorunfall von Tschernobyl hat die atomare Bedrohung viele Menschen in Angst versetzt. Die Gefahr, die von der militärischen und zivilen Nutzung der Atomkraft ausgeht, ist irreversibel. Doch die Auseinandersetzung mit ihr unterliegt medialen Aufmerksamkeitszyklen. Seit dem Ende des Kalten Krieges scheint das Thema an Relevanz verloren zu haben. In nicht-fiktionalen Texten taucht es kaum noch auf. In dieser Situation findet sich das Zeichen *Atom* plötzlich in zwei Unterhaltungsfilmen wieder, die eine semiotische Umdeutung des Zeichens konstruieren.

Atom war ein Zeichen für eine neue, mit nichts vergleichbare Situation der Gefährdung und der potentiellen Unkontrollierbarkeit menschlicher Schöpfung, ein Todeszeichen. *Armageddon* und *Deep Impact* tun das Unerhörte. Sie belegen das Zeichen *Atom* mit der Bedeutung Heilsbringer. Das ist eine dreiste Verschiebung der Bedeutung des Zeichens *Atom*. Sie geben vor: Das Zeichen

Atom hat die Aura des Tragischen und Gefährlichen verloren, es kann verwendet werden im lustigen Spiel der Zeichen. Der Nuklearspezialist aus der Shuttle-Besatzung ist ein Russe. Auf der Gartenparty erklärt er seinen Job. Er baue Atombomben, „wie in Tschernobyl.“ Tschernobyl? Der irritierte Gesprächspartner fragt nach. Ja, Tschernobyl, auch da sei etwas explodiert.

Das Todeszeichen *Atom* wird in *Armageddon* kurzerhand zu einem Lebenszeichen uminterpretiert. Diese Umbedeutung geht mit größter Selbstverständlichkeit vonstatten. In *Armageddon* wird die revolutionäre Wendung gar nicht thematisiert, in *Deep Impact* – auch hier soll ein Raumschiff einen auf die Erde zurasenden Kometen aufhalten – erklärt ein Nachrichtensprecher die neue Bedeutung der Atomtechnik. Er spricht von einem nuklearen Antriebssystem, das „ursprünglich für den Antrieb von Massenvernichtungswaffen entwickelt wurde. Dank der Hilfe russischer Ingenieure wird sie (die neue Technik, Anm.) jetzt für das Schiff eingesetzt, das die größte Bedrohung, die unseren Planeten jemals bevorstand, abwenden soll.“

Der Diskurs findet nicht statt: Die Atombombe hat ab sofort eine neue Bedeutung, sie ist der Retter allen Lebens auf der Erde. Man ist geneigt zu glauben, Atom- und Rüstungsindustrie hätten den Film gesponsert. Die filmischen Erzählungen der großen Bedrohung versetzen uns real Betroffene in die Zuschauerperspektive ins All, von wo aus wir uns lustvoll die Geschichte unserer Gefährdung und Rettung anschauen. Das, was uns im echten Leben bedroht, rettet uns dabei. Die Filme verkehren die Bedeutungen der Dinge, die uns im echten Leben gefährden. Die Bomben sind da, die Bedrohung ist irreversibel. Da wir nichts anderes tun können, erzählen wir immer wieder davon. Nur im Erzählen können wir die Gefahr bannen, fiktiv entschärfen und umkehren.

Die Filme haben aus der Atomtechnik einen apokalyptischen Helden gemacht. Die „Wahrheit“ dieser apokalyptischen Erzählungen kommt nicht aus dem Bereich der Religion, wie es in den alten Apokalypsen der Fall war, sondern aus der Wissenschaft. Auch das ist die zeitgemäße, weil säkulare Version der Apokalypse.

Der Zusammenhang von Technik und Apokalypse dagegen ist nichts Neues. Als Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die moderne Naturwissenschaft die Religion als verbindliche Instanz der Welterklärung abzulösen begann, übernahm sie Elemente des apokalyptischen Denkens. Das

dritte Element der Apokalypse, die Vision einer neuen, besseren Welt, hat sich dabei von der Abhängigkeit Gottes emanzipiert und zum Fortschrittsglauben transformiert. Die Wissenschaft machte sich daran, eine der Welt zugrunde liegende Ordnung und Gesetzmäßigkeit zu entdecken und trat immer mit einem Fortschrittsversprechen auf, das sich durch neue Erfindungen schrittweise einlöste. Diese Erfolge nährten eine neue Vorstellung von Allmacht und Grenzenlosigkeit. So läßt sich der Glaube an den Fortschritt als säkularisierte Eschatologie interpretieren. Die Maschine trat dabei als Vehikel des Fortschritts auf. Es entstand der *Mythos der Maschine*³⁰ (Mumford), der den alten Glauben verdrängte und quasireligiöse Gültigkeit erreichte.

Die Reaktionen auf die Atombombe und auf die Erkenntnis, daß „die Menschheit als ganze (...) tötbar ist“³¹, waren in den fünfziger Jahren so lasch, daß Günther Anders „Apokalypse-Blindheit“ und „Unfähigkeit zur Angst“ diagnostizierte.³² Man kann Susan Sontags Aufsatz über die „Katastrophenphantasie“ (1965) als Antwort auf Anders' Diagnose lesen: Sontag versteht die Science-fiction-Filme der fünfziger Jahre als eine Art moderner Mythen, die „die ständige, wenn auch weitgehend unbewußte Angst des Menschen um seine geistige Gesundheit“ zum Ausdruck bringen, die permanente Todesangst des Menschen thematisieren und darüber hinaus eine Reaktion auf eben jene Gefahr sind, der gegenüber Anders eine Blindheit attestiert hatte.³³ Sontag schreibt:

Denn wiederum ist es ein historisch spezifizierbares Phänomen, das die Angst steigert. Ich meine das Trauma, von dem jedermann um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts befallen wurde, als sichtbar wurde, daß der Mensch von nun an bis zum Ende der menschlichen Geschichte nicht nur unter der Drohung des persönlichen Todes leben würde, der unausweichlich ist, sondern zugleich unter der seelisch fast unerträglichen Drohung einer kollektiven Einäscherung und Auslöschung, der er jederzeit und ohne jede Vorwarnung zum Opfer fallen konnte.³⁴

Man kann die Diagnose von der Apokalypse-Blindheit dahin korrigieren, daß die Auseinandersetzung mit der neuen Gefahr nicht ausschließlich auf der rational-intellektuellen Ebene stattfindet. Sie sucht sich vielmehr andere Ausdrucksebenen. Wo der Intellekt eine Gefahr feststellt, sich aber als machtlos empfindet, wird diese Gefahr nicht negiert, sondern in anderen Kanälen verarbeitet.

Doch hinter der scheinbar naiven Technikbegeisterung verbargen sich schon immer Mißtrauen und die Ahnung möglicher Gefahren. Die biblische Geschichte vom Turmbau zu Babel, die jüdische Sage von Golem und Goethes Zauberlehrling erzählen davon. Die ambivalente Bewertung der menschlichen Schöpfungskraft schlägt sich in den Motiven vom Fortschritt und von der Endzeit nieder, beides Elemente des alten apokalyptischen Denkens.

Vor diesem Hintergrund gesehen sind Filme wie *Armageddon* und *Deep Impact* mehr als ein fröhliches Spiel mit leeren Zeichen, mehr als buntes Weltuntergangsspektakel. Sie sind – auch in der Form eines Unterhaltungsfilms, einer Katastrophenkomödie – eine Auseinandersetzung mit der Situation der bedrohten Menschheit. Daß in ihnen die Welt als Ganze in Gefahr ist, ist nur konsequent. Es entspricht der Globalität der Bedrohung. In was für einer Welt lebt der Kinobesucher der späten neunziger Jahre? Ist er ihr gewachsen?

Hinter der narrativen Konstruktion der Apokalypse steht die komplexe Wirklichkeit, für die sich die westlichen Gesellschaften eine Gestaltungsmacht erarbeitet haben, die im vergangenen Jahrhundert in eine Gestaltungspflicht umgeschlagen ist – in globaler Dimension. Zur Zeit der Offenbarung des Johannes war die Erde als ganze ein Objekt der Vorstellung, allenfalls der Erfahrung. Heute ist die Dimension der Globalität eine Kategorie der Handlung.

Das aber ist eine zu große Anforderung an Vorstellungsvermögen und Handlungsmöglichkeiten. Im Zeitalter der Globalisierung gilt die Welt als ein komplexes System schwer steuerbarer Subsysteme. Ursachen und Wirkungen sind örtlich und zeitlich entkoppelt, gleichzeitig überwinden

³⁰ Lewis Mumford: *Der Mythos der Maschine*, Frankfurt am Main 1977.

³¹ Günther Anders: *Über die Bombe und die Wurzeln unserer Apokalypse-Blindheit*, in: ders.: *Die Antiquiertheit des Menschen*, Bd. 1. *Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution*, München 1987 (7. Aufl., 1. Aufl.

1956), S. 233-324.

³² ebd., S. 264.

³³ Susan Sontag: *Die Katastrophenphantasie*, in: dieselbe: *Kunst und Antikunst. 24 literarische Analysen*, Hamburg 1968, S. 245.

³⁴ ebd., S. 246.

die Medien diese Trennungen und konfrontieren die Teilnehmer der globalen Kommunikationsgesellschaft mit einem Geflecht von Ursachen und Wirkungen aus der ganzen Welt. Der einzelne kann sich dem nicht entziehen. Sein Steak tötet den Regenwald, davon bekommt er Hautkrebs. Sein Haarspray macht Hochwasser in Bangladesch. Er tankt sein Auto, deshalb verölen Landstriche in Nigeria. Er kauft Waren, die unter Bedingungen produziert wurden, die er möglicherweise nicht gutheißt, er nutzt gefährliche Techniken, möglicherweise gegen seinen Willen, er weiß, daß seine Lebensweise dem Ökosystem schadet und kann nichts daran ändern, ohne seinen Lebensentwurf zu gefährden. Er hört jeden Tag, daß viele Dinge geschehen, die nicht geschehen dürften, und weiß nicht, ob er dafür verantwortlich ist.

Wer darüber nachdenkt, kann nicht seinen Sinnen trauen, sondern muß sich auf Medien verlassen. Die Gefahren der zivilisatorischen Selbstgefährdungen sind sinnlich nicht wahrnehmbar, sie müssen geglaubt werden. In der Wahrnehmung und Interpretation können Risiken verkleinert oder vergrößert, dramatisiert oder verharmlost werden, sie sind nicht nur, wie Ulrich Beck schreibt, „im besonderen Maß offen für soziale Definitionsprozesse“³⁵, sie werden vielmehr erst durch diese konstruiert. Das heißt, Gefahren, vor allem in globaler Dimension, müssen geglaubt werden.

Gleichzeitig hat die Entwicklung der letzten Jahre

gezeigt, daß manche angekündigten Enden ausgeblieben sind und manche katastrophalen Entwicklungen eine Wendung zum Besseren genommen haben. Die in den achtziger und neunziger Jahren Aufgewachsenen haben Grund, sich als Überlebende zu fühlen: Sie haben vom Kalten Krieg vor allem das Ende mitbekommen, sie haben Tschernobyl überstanden und gesehen, wie die Robben und der Wald zu sterben drohten und schließlich doch nicht starben. Die allgegenwärtige Krise und allgegenwärtige Erfahrung, daß man diese Krisen ruhig ignorieren kann, haben in ihnen eine abgeklärte Gleichgültigkeit hervorgerufen. Ein endgültiges Urteil über das Ende einer Gefahr ist jedoch wieder Glaubenssache. Man weiß nicht, ob eine Bedrohung vorbei ist.

Alldas macht es so schwer, sich im Schattenreich der Gefahren einer krisenhaften Gegenwart zu stellen. Die globale Verstrickung überfordert den Menschen. Und diese Überforderung gibt dem apokalyptischen Denken neue Aktualität. Die Versuchung liegt nahe, auf eine symbolische Ebene auszuweichen, wo die Erde als kosmische Schießbude verallbert wird, wie im modernen Nachrichtenmagazin *Focus*, oder in eine Welt, in der alles viel einfacher ist, in der Gefahr nicht menschengemacht ist und nicht von innen kommt, sondern von außen, und wo Rettung möglich ist, wie in *Deep Impact* und *Armageddon*.

Dr. Tanja BUSSE (1970)

Studium der Journalistik und Philosophie in Dortmund, Bochum und Pisa,
1999 Promotion zum Dr. phil.

freie Journalistin in Berlin, vor allem für *Die Zeit* und den *Westdeutschen Rundfunk*.

³⁵ Ulrich Beck: *Risikogesellschaft*, München 1986, S. 30.

Perspektiven ins Jahr 2000

Ein Rückblick auf eine Hörfunkreihe zum Jahreswechsel 1979/80

Franz J. Bautz

Schon seit vielen Jahren ändert der Bayerische Rundfunk in der Zeit zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag sein Programmschema und bietet im Programm Bayern 2 eine Sendereihe, die den nicht ganz plausiblen Titel „Radiorevue“ trägt. In den letzten Jahren wurde sie vorwiegend mit Archivaufnahmen bestritten, aber früher war die Leitung des Hauses noch so ehrgeizig, ein großes Thema behandeln zu lassen. Auf der einschlägigen Konferenz zur Vorbereitung der „Radiorevue“ für das Feiertagsprogramm 1979/80 machte ich den Vorschlag, man solle kompetente Leute fragen, welche Prognosen sie auf verschiedenen Gebieten für das Jahr 2000 stellten. Dabei war weder in meinem Kopf noch in einem der Köpfe meiner Kollegen oder der späteren Autoren der Begriff „Millennium“ aufgetaucht oder gar etwas von dem unsäglich törichten und abgeschmackten Rummel, den wir kürzlich erlebt haben. Das Datum signalisierte lediglich den Ausgang des Jahrhunderts, in dem wir waren. Alle Abteilungen des BR waren interessiert, für die Lieferung sachspezifischer Beiträge selbst zuständig und auf jeden Fall an der Reihe beteiligt zu sein, die ja an Sendezeit begrenzt war. So kam es, daß manche Themen nicht und andere unter sehr ähnlichen Aspekten behandelt wurden. Doch insgesamt konnte man mit dieser „Radiorevue“ durchaus zufrieden sein, und ich freue mich, daß Dr. Behmer eine Rekapitulation der damaligen Prognosen für interessant genug hielt, sie im Rahmen der Tagung „Titel“ vortragen zu lassen. Wollten Sie sie in vollem Umfang hören, müßten Sie zehn bis zwölf Stunden aufwenden.

Als ich vor einigen Wochen die alten Bänder zum Abhören im Archiv des BR abholte, griff sich ein Kollege, der dabeistand, an den Kopf und sagte: „Mein Gott, keiner hat daran gedacht; das wäre doch die ideale und noch dazu kostengünstige ‚Radiorevue‘ zum Jahrtausendwechsel gewesen.“ Ich habe, zusammen mit Cutterinnen, insgesamt etwa 20 Minuten aus dem Konvolut herauskopiert, die mir besonders aufschlußreich erschienen. Beginnen möchte ich mit Voraussagen, die Kommunikationswissenschaftler unmittelbar betreffen: die Zukunft der Medien.

Max Schulze-Vorberg hat sie mit erstaunlicher

Genauigkeit beschrieben. Er sagte alles voraus, was heute an Apparaturen und Geräten vorhanden ist und was alles damit gemacht werden kann, und es fehlte eigentlich nur ein Terminus, der seinerzeit offenbar noch nicht geläufig war: Internet. Der Autor sah in dieser Entwicklung vor allem den technischen Fortschritt und seine Vorteile.

Entschieden skeptischer äußerte sich der Soziologe Werner Sörgel:

Bevor wir Kabelfernsehen via Breitbandkommunikation oder Satellitenfernsehen einführen, sollten wir uns gründlich überlegen, welche Folgen das mit sich bringt. Ich denke an die Folgen auf drei Gebieten: 1. für die Medienstruktur und für die öffentliche Meinung in der Bundesrepublik, 2. für die Demokratie und für unsere politische Kultur und 3. für die Familie und für die direkte personale Kommunikation ganz allgemein. Es ist einleuchtend, daß die Breitbandkommunikation sich nur durch eine gewaltige Vermehrung kommerzieller Programme verwirklichen läßt, denn nur so lassen sich die hohen Investitionskosten amortisieren. Also wird ein Verdrängungswettbewerb gegenüber den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten in der Bundesrepublik beginnen. Der Kampf um Einschaltquoten wird zu Programmanpassungen zwingen. Die Werbung in den elektronischen Medien wird zunehmen, und es wird nicht zu vermeiden sein, daß die Werbetreibenden Einfluß auf das Programm bekommen. Gerade das Medium Fernsehen wird durch Kapitalinteressen gesteuert sein, das heißt durch die Interessen der Verleger, aber auch der Industrie oder der Banken. Beispiele dafür gibt es genug in Amerika und in Europa.

Zeitungen und Zeitschriften werden in Mitleidenschaft gezogen; sie verlieren Werbeeinnahmen. Dies führt, so kann man jetzt schon prophezeien, zu Zusammenbrüchen oder, was sehr wahrscheinlich ist, zu einer weiteren Konzentration im Pressewesen. Die Abhängigkeit kleiner Zeitungen von Großverlegern wird wachsen, die Verlage werden sich an den Kabelprogrammen beteiligen wollen. Da sie ein Vollprogramm nicht selbst finanzieren können, werden sie sich von Medienkonzernen Serien und Filme liefern lassen. Das Versprechen, daß die neuen

Medien zur Meinungsvielfalt beitragen werden, scheint mir eine Illusion zu sein.

Wo kommerzielle Programme um Einschaltquoten kämpfen, verändert sich aber auch die Demokratie und die politische Kultur. Im sogenannten freien Wettbewerb sinkt der Anteil von Programmen mit politischem, kulturellem und zeitkritischem Inhalt. Ich wage diese Prophezeiung heute schon. Mag sein, daß dies einige Politiker bei uns wollen, aber man sollte sich keinen Illusionen hingeben: Auch dort, wo politische Sendungen abnehmen, wird Politik über scheinbar unpolitische Sendungen transportiert werden. Die Teleschau wird das politische Weltbild gleichsam mitliefern, und es wird mit den politischen Interessen derjenigen, die diese Sendungen finanzieren, nicht im Konflikt liegen. Wenn das politische Gleichgewicht zwischen öffentlich-rechtlichen Medien und der eher unternehmerfreundlichen Presse erst einmal wegfällt, dann wird es in Zukunft politische Inhalte nur noch von Gnaden der Medienkonzerne geben. Daß damit der politischen Manipulation ungeahnte Möglichkeiten eröffnet werden, scheint evident. Dies wird sich letztlich auch auf die Struktur unserer politischen Parteien auswirken. Die Ausweitung der Telekommunikation wird unsere Parteien dazu zwingen, sich mehr und mehr den Möglichkeiten dieses Mediums anzupassen. Das führt, wie alle Erfahrungen in den USA zum Beispiel zeigen, tendenziell zu einem Machtkampf von Eliten, bei dem es auf politische Programme gar nicht mehr ankommt – zumindest nicht mehr in erster Linie. Und was ist nun zum sogenannten Rückkanal zu sagen, den das Breitbandfernsehen ermöglicht? Manche glauben ja, das dieses Verfahren, wie es heißt, den ‚Volksentscheid in Permanenz‘ ermögliche. Aber hält man es wirklich für demokratischen Fortschritt, wenn Zufallsmehrheiten zufälliger Fernsehteilnehmer zum Beispiel bei einem Autobahnbau, das Europäische Währungssystem oder etwa über die Todesstrafe zu entscheiden hätten. Fernsehen 2000 wird mehr als das geschriebene Wort und mehr als unser vielseitiges öffentlich-rechtliches Fernsehen heute Raum geben für nur noch gefühlsmäßig und äußerlich vermittelte Botschaften und Personen. Die Zeit der Verführer ohne demokratische Legitimation könnte damit schneller kommen, als wir es uns heute denken.

Über Krankheiten und therapeutische Möglichkeiten sprach der Medizinjournalist Jochen Aumüller mit Professoren des Fachs. Das Fazit versuche ich zu resümieren: Die häufigste Todesursache werde Krebs sein, für den es noch immer kein Heilmittel geben wird. Hingegen sei mit

dem Verschwinden von Infektionskrankheiten zu rechnen. (Von AIDS wußte man noch nichts.) Zunehmen würden degenerative Krankheiten und solche, die mit der höheren Lebenserwartung verbunden seien. Deshalb müßte größter Wert auf die Vorsorge gelegt werden, um die Kosten für die Behandlung alter Menschen in Grenzen zu halten. Eine Gefahr wurde in der medizinischen Spezialisierung gesehen – und in der Diagnostizierung durch Apparate: darunter werde die individuelle, ganzheitliche Betrachtung des Patienten leiden. Deshalb plädierte einer der Experten für eine Aufwertung der Allgemeinmedizin und des Hausarztes; er biete auch eine gewisse Gewähr gegen falsche und übermäßige Medikamentierung. Schließlich kamen auch die wachsenden Suchtprobleme zur Sprache. Aber deren Therapie dürfe nicht von Ärzten erwartet werden; hier lägen soziale Ursachen vor. Wenden wir uns jetzt diesem Themenbereich und politischen Voraussagen zu.

Mein Kollege Günter Albrecht sprach mit Dr. Manfred Siebker:

Siebker: Ich behaupte, daß heutzutage die Wirtschaft, die große Wirtschaftsmaschine die eigentliche Entscheidungsmaschine ist und daß nur am Rande, sozusagen als eine Art Wurmfortsatz, die Politik noch da ist, die dann ein Spektakel ist; zum Beispiel die Wahl ist ein großes Spektakel für die Massenmedien und die Massen. Die wirklichen Entscheidungen fallen nicht in der Politik, sondern in der Wirtschaft – in der großen Maschine. Und gehen dann als sogenannte Sachzwänge, die aber von der Maschine selbst erzeugt werden, in die Politik, und es werden dann nur noch Varianten über das Thema bestimmter Sachzwänge ausgehandelt. Der Sachzwang ist, wenn man so will, die moderne Form der Legitimierung von Herrschaft – das, was früher mal das Gottesgnadentum war. Heute kann man Herrschaft nicht mehr dadurch legitimieren, daß man sagt: Wir herrschen von Gottes Gnaden. Man muß sie anders legitimieren, und die Legitimation von Herrschaft [...] ist eben der Bezug auf die Sachzwänge.

Albrecht: Das würde heißen: Wir zappeln alle in einer Maschine rum, ohne die irgendwie noch beeinflussen zu können, und es hätte gar keinen Sinn mehr, über die Zukunft nachzudenken. Die große Maschine hat sich längst aufgemacht in die Zukunft, und wir sind nur noch Besatzung, aber können nicht mehr steuern.

Siebkert: Ja, so etwa sieht es für viele auch aus. Aber Gott sei Dank stellt man fest, daß es seit einiger Zeit doch Gegenströmungen gibt – eine gesunde Gegenströmung, eine spontane Gegenbewegung gegen dieses Maschinenhafte. Und ich würde sagen: Das ist das Phänomen, das mit in den meisten Zukunftsszenarien und in den meisten Zukunftsforschungsanalysen fehlt. Nämlich das Aufkommen einer ökologischen Bürgerbewegung in allen, in praktisch allen Ländern – zumindest allen Industrieländern – der Welt.

Albrecht: Wenn die Maschine aber so dominant ist, wie wir das vorher festgestellt haben und wie Sie das behaupten, dann würde sie natürlich im Zuge ihrer Selbsterhaltung immer noch gerade so viel Opposition, wie sie die Ökologiebewegung jetzt darstellt, zulassen, wie es nicht gefährlich wird. Das heißt, man würde ihr gewisse Randzonen überlassen, Freiräume, die man aber klein halten würde, und in dem Moment, wo das tatsächlich gefährlich wird für die Stabilität des Systems, würde man versuchen, sie zu unterdrücken.

Siebkert: Ganz sicher. Das ist der Reflex der Macht, all das zu unterdrücken, was den Status Quo in Frage stellt. Nur ist es so, daß der Status Quo ohnehin in Frage gestellt ist durch die inneren Widersprüche dieser Zerstörungsmaschine, die ja gleichzeitig auch eine Art Selbsterstörungsmaschine ist.

Albrecht: Wenn man jetzt mal ganz konkret zwanzig Jahre nimmt, die Spanne bis zum Jahr 2000: Wie wird es denn da weitergehen, und was würden Sie als Erfolg ansehen?

Siebkert: Sagen wir mal ganz konkret: in der Bundesrepublik – die „Grünen“ kommen, sie sind bereits dabei, die politische Landschaft zu verändern.

Albrecht: Was passiert denn, wenn sich Ihre Hoffnungen nicht erfüllen und wenn alles so weiter läuft, wie es jetzt läuft in die Richtung, in die es jetzt tendiert?

Siebkert: In dem Falle ist, glaube ich, eine wirkliche Katastrophe, eine Art Endlösung nicht aufzuhalten. Wenn es wirklich keine Alternativen gibt und die Maschine weiter läuft, kann sie nur zur Selbsterstörung führen. Und es ist eine offene, aber etwas akademische Frage, ob diese Selbsterstörung nun durch die Zerstörung der natürlichen Basis – also durch eine letzte Öko-Globalkrise – geschieht, oder durch militärische Konflikte, durch einen „Dritten Weltkrieg“ mit den Massenvernichtungs-

mitteln, die wir kennen und deren Existenz und deren Auf- und Weiterführung ja ein besonderes Kapitel ist, die Psychose des Wahnsinns darstellend, dem unsere moderne Gesellschaft ja verfallen ist. Man spricht ja jetzt schon ganz offen und zynisch von der Möglichkeit und vielleicht sogar Notwendigkeit, mit militärischen Mitteln der NATO sich an verschiedenen Stellen der Welt das zu holen, was „wir“ brauchen – wer ist „wir“? Was die große Maschine braucht.

Eine Sendereihe mit „Perspektiven ins Jahr 2000“ konnte damals nicht auf den seinerzeit berühmtesten amerikanischen Zukunftsforscher Herman Kahn verzichten. Zutreffend beschrieb er in seinem Beitrag die Tendenzen zur Globalisierung, versprach anhaltendes Wirtschaftswachstum, hielt den Ost-West-Konflikt für abnehmend, die Nord-Süd-Problematik für regulierbar und vertrat im Hinblick auf das Gefälle zwischen reichen und armen Populationen einen Standpunkt, der sich mit dem von Ronald Reagan in etwa deckte. Bekanntlich hat er einmal gesagt, wichtig sei es, daß man Pferde gut füttere, dann falle auch für die Spatzen noch etwas Ordentliches ab. Hermann Kahn äußerte vor zwanzig Jahren in unserer Sendereihe die Ansicht, es gehe nicht darum, den Abstand zwischen den Reichen und den Armen zu verringern; der dürfe sogar noch größer werden, wenn es nur den Armen dabei auch merklich besser gehe.

Zur selben Problematik nun der Soziologe François Duchène:

Ganz ohne Zweifel werden die Probleme in Zukunft hauptsächlich aus dem Süden kommen, jener riesigen Region, die wir vernachlässigten, weil sie uns während der vergangenen Jahrzehnte als nicht besonders wichtig erschien. Heute stehen die Industriestaaten vor dem Problem, ihre eigene Entwicklung voranzutreiben und gleichzeitig ein Minimum von Entwicklung in den armen Zonen der Erde zu gewährleisten. Und das in einer Epoche, in der die Wachstumsraten insgesamt ganz sicher unter denen der Vergangenheit liegen. Die Frage ist, ob die Kräfte der Desintegration und des Chaos auf der südlichen Erdhälfte die Ordnung zerstören könnten, die wir in den letzten Jahrzehnten im Norden aufgebaut haben. Es besteht die Gefahr, daß diese Herausforderung uns im Westen in eine Art Belagerungsmentalität treibt. Aber insgesamt glaube ich dennoch, daß wir die Zusammenarbeit zwischen Industriestaaten ausbauen und vertiefen werden. Schon heute sehen wir beispielsweise in der Inter-

nationalen Energie-Agentur die Anfänge einer internationalen Rationierung von Öl zwischen den wichtigsten westlichen Industriestaaten. Wie sich die Zukunft der Ost-West-Beziehungen entwickeln wird, läßt sich nicht so leicht beantworten. Obwohl die Sowjetunion ohne Zweifel versucht sein muß, radikale Bewegungen in der Dritten Welt zu unterstützen, falls sie dem Westen feindlich gegenüber stehen, bedeutete ein solcher Versuch doch auch erhebliche Risiken für Moskau. Falls die Russen etwa eine Radikalisierung der islamischen Welt ermutigen sollten, könnte es ihnen sehr leicht passieren, daß sie sich nicht – wie erhofft – im Bündnis mit radikalen Bewegungen befinden, sondern im Konflikt mit dem Islam. Und im Jahr 2000 wird jeder dritte Sowjetbürger Moslem sein. Es ist absolut unumgänglich, daß der Westen über eine politische und wirtschaftliche Strategie verfügt, die die neuen Industriestaaten fördert. Warum? Wirtschaftlich ist es von grundlegender Bedeutung, daß es in der Dritten Welt eine Gruppe von Ländern gibt, die allmählich zu den Industriestaaten aufschließen. Kurzfristig schafft dies natürlich Probleme, aber langfristig macht es das ganze Nord-Süd-Problem einfacher, weil dadurch die Gegensätze entschärft und gemildert werden. Und politisch ist eine solche Strategie ebenfalls wichtig, denn Länder mit einem niedrigen Entwicklungsstand tendieren zu autoritären und radikalen Regimen, während Länder, die sich industrialisieren und deshalb auch einen Prozeß der sozialen Differenzierung erleben, eher in Richtung einer Demokratisierung tendieren. Das leider wohl vorhersehbare Versagen der Industriestaaten in diesem Punkt einer Weltozialpolitik wird zur Vertiefung eines dritten Problemkreises führen, den ich als Entwicklung internationaler Anarchie bezeichnen würde. Das wichtigste Potential sozialer Explosionen liegt in den Slums der Dritten Welt. Das ungeheure Wachstum der Städte im Süden hat hier Unruheherde geschaffen, deren Bedeutung sich bereits im Fall der iranischen Revolution und im libanesischen Bürgerkrieg zeigte. Gelingt es nicht, wenigstens einen Teil der Dritten Welt durch konkrete Entwicklungsmöglichkeiten zu kooptieren und dadurch auch für den Rest des Südens Hoffnungen zu wecken, dürfte es sich vor allem zu einer Spielart internationaler Anarchie ausweiten: dem internationalen Terrorismus. Anatole France artikuliert in seiner ‚Insel der Pinguine‘ bereits im Jahre 1908 die Furcht vor einer anarchistischen Attacke auf die Städte der industriellen Gesellschaft.

Gegenüber solchen Perspektiven klangen Hermann Glasers Ausführungen beinahe optimi-

stisch. Er skizzierte die „Umriss einer Weltkultur“, beschwor den „Cherub des Erinnerns“ und forderte eine „Zukunft des Lernens“. Lernen bedeutete dabei sowohl sich vertraut machen mit den Innovationen im eigenen Lebens- und Tätigkeitsbereich wie auch mit den Besonderheiten anderer Kulturen und Lebensformen. – Bedingung eines globalen Zustands von Humanität (und was wäre eine „Weltkultur“ ohne sie) dürfte allerdings sein, daß den Menschen in allen Teilen der Welt die materiellen Voraussetzungen für ein würdevolles Leben gewährleistet sind.

Über die Chancen hierfür Professor Solon Baraclough, der davon ausgeht, daß jeder vierte Mensch hungert:

Rein technologisch gesehen ist es überhaupt kein Problem, sechs Milliarden Menschen zu ernähren. Vor dreißig Jahren hat Collin Clark ausgerechnet, daß sogar für über vierzig Milliarden Menschen genug Nahrung erzeugt werden könnte, und ich kenne andere Rechnungen, die noch weiter gehen. Die Frage ist demnach nicht, wie viele Menschen diese Erde ernähren kann, sondern wie jede Bevölkerungsgruppe ausreichend ernährt werden kann. Dieses Problem zieht sich durch die gesamte Geschichte der Menschheit. Immer schon gab es Gruppen, die reichlich zu essen hatten, neben anderen, die Hunger litten. Selbst innerhalb jeder Gruppe gibt es – abhängig von der sozialen Stellung und anderen Faktoren – einige, die gut versorgt, und andere, die unterernährt sind. Ich möchte deshalb noch einmal hervorheben: Das ganze ist keine technologische Frage, obwohl wir natürlich unsere landwirtschaftlichen Technologien auch in Zukunft weiterentwickeln müssen. Es ist vor allem ein soziales und politisches Problem.

Eine Möglichkeit, die ich mir für Lateinamerika vorstellen kann, die aber wohl kaum für Asien mit seiner riesigen Bevölkerung in Betracht kommt, bestünde darin, daß die industrialisierten Länder ihre Grenzen sehr viel weiter für den Handel mit Entwicklungsländern und für die Einwanderung öffnen. Man muß sich darüber im klaren sein, daß im Zuge des Industrialisierungsprozesses und durch die wachsende Polarisierung die Probleme von Unterbeschäftigung oder Arbeitslosigkeit und damit der Hunger in Lateinamerika zunehmen werden. Diese Probleme könnten wenigstens teilweise durch die Öffnung der Industrieländer für Waren oder auch Arbeitskräfte aus Entwicklungsländern aufgefangen werden. In Europa ist es zwar nicht sehr wahrscheinlich, daß eine größere Zahl von Einwanderern aufgenommen wird, obwohl ein erheblicher

Arbeitskräftedruck von seiten Afrikas und des Nahen Ostens besteht. Im Fall Lateinamerikas ist es aber sicher so, daß die Vereinigten Staaten einen spürbar größeren Einwandererstrom absorbieren könnten als in der Vergangenheit. Ich glaube jedoch trotzdem nicht, daß dieser Weg irgendeine wirksame langfristige Lösung darstellt. Eine dritte Vorstellung geht davon aus, daß den benachteiligten Bevölkerungsschichten ein erheblich größeres Mitspracherecht bei sozialen, politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen zugestanden wird als in der Vergangenheit. Das setzt natürlich voraus, daß gründliche strukturelle und institutionelle Veränderungen stattfinden – und daß eine alternative Entwicklungsstrategie Platz greift, die mehr Gewicht auf die Steigerung der Produktivität, vor allem aber auf die Befriedigung der Grundbedürfnisse der armen Massen legt. Das betrifft nicht nur die Landwirtschaft, obwohl hier Veränderungen in Richtung auf die Erzeugung von mehr Grundnahrungsmitteln notwendig sind. Auch die Industrie und der Dienstleistungsbereich müßten sehr viel stärker darauf ausgerichtet werden, den Bedürfnissen und Bestrebungen der breiten Masse der Menschen gerecht zu werden. Dagegen könnte man entschieden weniger Energie darauf verwenden, die Launen oder künstlich geschaffenen Bedürfnisse der reichen Eliten zu befriedigen, wobei man darunter die elitären Schichten der Industrieländer ebenso zu verstehen hat, wie die sehr wohl vorhandenen elitären Gruppen in den Entwicklungsländern selbst. Und natürlich dürfte nur noch ein weit geringerer Anteil der knappen Ressourcen als bisher den – vom sozialen Standpunkt aus betrachtet – nutzlosen Dingen wie Rüstung und anderen Dingen dieser Art gewidmet werden.

Aus zeitlichen Gründen muß ich darauf verzichten, über andere Beiträge jener Reihe auch nur zu referieren, so über das Gespräch, das mein Kollege Peter Hamm mit Martin Walser geführt hat. Es ging dabei um die Wiederentdeckung des Begriffs und der Erfahrung „Heimat“. Wolfgang Harich wurde über die Zukunft des Kommunismus befragt, blieb jedoch eine Antwort darauf schuldig, bekannte sich aber zu Marx, mit der Einschränkung, daß er keine Lösung für Probleme anbieten konnte, die es zu seiner Zeit nicht gab. Übrigens hat vor 20 Jahren niemand an das Ende der Sowjetunion gedacht. Der Philosoph Karl Popper sagte im Gespräch mit meinem Kollegen Willy Hochkeppel allerdings das Ende der hermetischen Denksysteme und Ideologien voraus, ließ sich aber sonst auf keinerlei Prognosen ein.

Robert Jungk gab sich optimistischer als man es von ihm gewohnt war. Er zeigte zwar Sorge vor einer Welt, in der alles „verfaßt, genormt, verwaltet“ ist, äußerte jedoch Hoffnung auf genug Rebellion und Resistenz gegen die totale Manipulation.

Als Experten für militärische Fragen hatten wir Alfred Mechttersheimer um einen Beitrag über Perspektiven der Superrüstungen und ihren Wettlauf zwischen West und Ost gebeten. Er war skeptisch, was sein Ende, aber einigermaßen zuversichtlich, was den Einsatz der verheerenden Massenvernichtungsmittel betrifft: Da ihre Wirkung nicht auf das jeweilige feindliche Territorium beschränkt werden könne, würde man sie wohl kaum verwenden und nur zur Abschreckung und zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts weiter bereithalten.

Zum Abschluß möchte ich noch einen Ausschnitt aus dem Beitrag der Theologin Dorothee Sölle anführen. In ihrem Text kommt das Wort „Angst“ vor. Doch sind es keine irrationalen Ängste, die bei ihr Beklemmungen auslösen, Weltuntergangsstimmung, Endzeitvisionen, sondern sehr konkrete Befürchtungen hinsichtlich der Tendenzen und Prozesse in ihrer Gegenwart:

Zum Jahr 2000 fällt mir zunächst nichts ein, als dieses Grundgefühl: Angst. Ich versuche jetzt, meine Ängste durchzubuchstabieren. Ich alphabetisiere meine Angst, das ist das Äußerste, wozu ich in der Lage bin, angesichts dieses Datums. 2000 Jahre nach Christi Geburt. Weiß Gott kein Glasperlenspiel. Anknüpfend an das, was ist, was ich wahrnehme, versuche ich mir vorzustellen, was sein wird. Meine Stichworte heißen Militarisierung und Staatsterror, Großtechnologie und mehr Verhungernde, eine Eiszeit menschlicher Beziehungen. Wie wird die Rüstungsspirale in zwanzig Jahren aussehen? Niemand, von denen, die heute für präventive Aufrüstung reden, kann im Ernst glauben, die Spirale später durch Verhandlungen zurückdrehen zu können. Ich weiß nicht, ob es in der Militärgeschichte einmal den Fall gegeben hat, daß man in einem Planungsstab, einer militärischen Einheit oder gar einer wirtschaftlichen Lobby, die das Bombengeschäft bereits in der Tasche hat, daß man ihnen das neue Spielzeug wieder wegnehmen kann. Nichts erscheint mir psychologisch unwahrscheinlicher. Die Weichen werden jetzt gestellt oder durch Katastrophen zum Stillstand kommen, aber eine andere Richtung als die von den Herrschenden geplante kann der Zug nicht nehmen. Die Form von Ungerechtigkeit, in der wir leben, braucht Ver-

teidigung. Die Apartheid, die wir unterstützen, technologisch und handelsmäßig, braucht Sicherung. Mehr den je gehören heute Eigentum und Militarisierung, Märkte und Waffen zusammen.

Als vor 800 Jahren Franz von Assisi einmal gefragt wurde, ob sein Leben ohne Besitz nicht hart und allzu beschwerlich sei, antwortete er: ‚Wollten wir etwas besitzen, dann müßten wir auch Waffen zu unserer Verteidigung haben. Daher kommen ja die Streitigkeiten und Kämpfe alle – und verhindern die Liebe. Aus diesem Grund wollen wir nichts besitzen.‘

Im Jahre 1972 konnte man ein Barrel Öl (159 Liter) in der Dritten Welt für 26 Kilo Bananen erwerben. Heute sind dafür 200 Kilo Bananen zu zahlen. Was werden die Landarbeiter um 2000 für

ihre Produkte bekommen? Der von den Industrieländern aufgezwungene Anschluß an den Weltmarkt, die Zerstörung inländischer Binnenmärkte findet in der gesamten Dritten Welt heute statt. Der stumme Krieg der Reichen gegen die Armen. In vielen fruchtbaren Gegenden Lateinamerikas, wo früher Reis, Mais und Bohnen angebaut wurde, gibt es heute Plantagen, die multinationalen Konzernen gehören. Angebaut werden da Erdbeeren und Orchideen für den Export, während die Bevölkerung hungert, die Kinder aufgrund von Proteinmangel verblöden, die Alten eingehen, die Jungen das Land verlassen. Für wen werden Erdbeeren und Orchideen angebaut? Wer profitiert davon? Und wen stört es nicht weiter?

Mir ist Angst vor dem Jahr 2000.

Franz J. BAUTZ

Journalist und Publizist; nach dem Zweiten Weltkrieg Leiter der von den amerikanischen Besatzungskräften lizenzierten politisch-kulturellen Zeitschrift *Ende und Anfang*; von 1968 bis zu seiner Pensionierung 1990 Redakteur des Bayerischen Rundfunks, zuletzt als Leiter der Abteilung Kulturkritik. Mehrfach ausgezeichnet für seinen engagierten Journalismus vor allem in der von ihm lange Jahre geleiteten Radiosendereihe *Das Notizbuch* (so mit dem Stern des Jahres der Münchner Abendzeitung und dem Joseph-Dräxel-Preis für Zivilcourage).

Die Jahrhundertwende 1900 als historisches Thema

Frank Möller

Das zweite Jahrtausend ist vergangen, ohne daß sein Ende eine Spur hinterlassen hätte. Im Rückblick erweist sich der große Trubel um den Jahreswechsel 1999/2000 als völlig unbegründet, die Jahrhundert- bzw. Jahrtausendwende entpuppt sich als ein „erfundenes“ Datum. So stützt sich der Termin der Jahrtausendwende auf die christliche Zeitrechnung, die für andere Glaubensrichtungen, etwa Mohammedaner oder Buddhisten, keine Gültigkeit besitzt. In dieser Zeitrechnung, die auf den Berechnungen des im 6. Jahrhundert lebenden Mönchs Dionysius Exiguus beruht, ist zudem das Jahr der Geburt Christi falsch bestimmt. 2000 Jahre wären daher eigentlich schon am 1. Januar 1994 vorbei gewesen. Doch selbst wenn man diese Zeitrechnung akzeptiert, endete auch mathematisch das zweite Jahrtausend erst am 31. Dezember 2000. Auch die visionären und messianischen Vorhersagen, soweit sie unter Verweis auf die Endzeitvorstellungen des Jahres 1000 beschworen wurden, beruhten auf einem Irrtum, den die Geschichtswissenschaft längst widerlegt hat.¹ Und selbst der große Computer-Crash, der als realer Gehalt der Untergangsszenarien angekündigt wurde, hat sich als ein eher kümmerliches Problem erwiesen.

Der Reporter, der am 31. Dezember 1999 beteuerte, die Sylvesterfeiern seien selbst ein Jahrtausendereignis, irrte daher. Sicher waren die Sylvesterfeiern 1999 kein wichtiges Ereignis des zweiten Jahrtausends, da gab es unzählige bedeutendere. Sie waren auch kein Ereignis des dritten Jahrtausends, denn wer weiß schon, was in diesem noch kommen wird. Entscheidend aber ist, daß die Jahrtausendwende aus den angeführten Gründen überhaupt kein Ereignis war, sie war höchstens ein Event – und vielleicht nicht einmal ein aufsehenerregendes. Warum sich also überhaupt mit dem Wechsel von Jahrhunderten oder Jahrtausenden beschäftigen? Oder als Historiker

gefragt: Warum soll man sich mit vergangenen Jahrhundertwenden beschäftigen? Die historischen Bücher, die zum Jahreswechsel 1999/2000 erschienen sind, geben dazu unterschiedliche Antworten. Einteilen kann man sie in drei Kategorien. Zum einen die Jubiläumsliteratur: Sie nimmt das Gegenwartsgeschehen zum Anlaß, Interesse für die Vergangenheit zu wecken. Die Gunst der Stunde dient der historischen Vermittlung.² Zum zweiten die Zeitanalyse. Hier wird im Umgang mit den Jahrhundertwenden der Wandel des Zeitverständnisses der Menschen gezeigt.³ Schließlich drittens der im folgenden ausführlicher vorgestellte Ansatz einer Erwartungsgeschichte.

Was will Erwartungsgeschichte?⁴ Gefragt wird mit diesem Ansatz nach historischen Einschnitten und chronologischen Zeitumbrüchen, die vorab mit bestimmten Vorstellungen, Ängsten, Hoffnungen, kurzum: mit Erwartungen besetzt wurden. Erwartungen sind als Kategorie im historischen Denken schon lange bekannt. Bereits Augustinus, der das mittelalterliche Geschichtsdenken wesentlich beeinflusst hat, weist darauf hin, daß Erwartungen eine von drei Zeitformen im menschlichen Bewußtsein seien: „Denn es sind diese Zeiten als eine Art Dreiheit in der Seele [...] und zwar ist das Gegenwart von Vergangenem, nämlich Erinnerung; Gegenwart von Gegenwärtigem, nämlich Augenschein; Gegenwart von Künftigem, nämlich Erwartung.“ Auch der Historiker Reinhart Koselleck betont die Verbindung von Gegenwart und Zukunft in der Erwartung als „vergegenwärtigte[r] Zukunft“. Mit Erwartungen verbindet also der Mensch zwei Zeitdimensionen, er schafft sich in seiner Gegenwart ein Bild der Zukunft. Denn die Erwartungen, die Gesellschaften an das zukünftige Geschehen knüpfen, spiegeln stets Befindlichkeiten, die jeweils aktuell vorhanden sind: Die „Zukunft“

¹ Johannes Fried: *Endzeiterwartung um die Jahrtausendwende*, in: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters*, 45, 1989, S. 381-473; Stephan Freund: *Das Jahr 1000. Ende der Welt oder Beginn eines neuen Zeitalters?* in: Enno Bünz/Rainer Gries/Frank Möller (Hg.): *Der Tag X in der Geschichte. Erwartungen und Enttäuschungen seit tausend Jahren*, Stuttgart 1997, S. 24-49.

² Als Beispiel Lothar Gall; Asa Briggs/Daniel Snowman

(Ed.): *Fin de Siècle. How Centuries End 1400-2000*, New Haven/London 1996.

³ Arndt Brendecke: *Die Jahrhundertwenden. Eine Geschichte ihrer Wahrnehmung und Wirkung*, Frankfurt am Main/New York 1999.

⁴ zum folgenden Enno Bünz/Rainer Gries/Frank Möller: *Erwartungen in der Geschichte*, in: dies. (Hg.): *Der Tag X*, a.a.O., S. 7-23.

wird zum Tableau, zur Projektionsfläche einer jeweiligen Gegenwart. Erwartungen sind also die Zukunftsvorstellungen des Alltags. Sie sind kollektiv, passiv, emotional und gewiß. Erwartungen sind kollektiv, da sie von einer größeren Menschengruppe geteilt werden, passiv, da diese nicht davon ausgehen diese Zukunft zu bestimmen. Sie sind emotional, da sie eher lebensweltlich-gefühlsgesteuert entworfen werden, sie sind schließlich gewiß, da ihre Realisierung als sicher gilt. Der Unterschied zu anderen Zukunftsentwürfen, wie den Utopien als intellektuellen Entwürfen bestehender Wünsche oder Befürchtungen, den Prognosen als Trendberechnungen mit wissenschaftlichem Anspruch oder den staatlichen Planungen als konkreten Handlungsanweisungen ist offensichtlich. Daher ist die Erforschung von Erwartungen ein Teilbereich der Mentalitätsgeschichte.

Erwartungen benötigen Zäsuren, um ihre Projektionen verankern zu können. Unter diesen Zeitpunkten nun nehmen Jahrhundertwenden eine herausragende Stellung ein. Denn Jahrhundertwenden als sogenannte „Rundzahlen“ sind Durchgangszahlen, sie verbinden zwei Zeiträume, zwei Jahrhunderte. Im Unterschied zu anderen Daten eröffnen sie einer Erwartungsgeschichte besondere Möglichkeiten. Zum einen steht das Datum einer Jahrhundertwende im Unterschied etwa zu den Daten von Regierungsantritten, Todestagen oder Kriegsausbrüchen vorher fest. Die Erwartungen einer Gesellschaft bekommen also eine besonders günstige Situation, sich in verschiedenen Quellen niederzuschlagen. Zum zweiten hat das Datum einer Jahrhundertwende einen Vergangenheits- und einen Gegenwartsbezug. Im Unterschied zu Jubiläen konzentriert sich der Blick also nicht nur auf die Erinnerung, sondern nimmt auch die aus dieser Erinnerung abzuleitende Zukunft ins Blickfeld.

Erwartungen benötigen Zäsuren, um ihre Projektionen verankern zu können

Daher motivieren Durchgangszahlen geradezu Erwartungen. Dies soll beispielhaft an den Erwartungen der wilhelminischen Elite zur Jahrhundertwende 1900 betrachtet werden.⁵

Für das Ende des 18. Jahrhunderts wird meist von einer herrschenden Stimmung aus Kulturpessimismus und Zukunftsangst ausgegangen. Paul de Lagarde, Julius Langbehn und Max Nordau, die sich in den 1890er Jahren durchsetzende Nietzsche-Rezeption und auch Thomas Manns Verfallsgeschichte der „Buddenbrocks“ gelten als Beleg für dieses „fin de siècle“. Sind diese zukunfts-kritischen Stimmen jedoch zu verallgemeinern? Eine außergewöhnliche Quelle ermöglicht es, die Hoffnungen und Wünsche, Vorstellungen und Ängste für die gesellschaftliche Elite dieser Zeit zu rekonstruieren. Es handelt sich um das „Goldene Buch des Deutschen Volkes an der Jahrhundertwende“, einem großformatigen, reich bebilderten Prunkband.⁶ Das „Goldene Buch“ wollte die hervorragenden Persönlichkeiten der Zeit vorstellen. Dazu sammelte es zu den Großkapiteln Staatswesen, Wissenschaft, Wirtschaftsleben und Kunst die Bilder, Unterschriften und zu diesem Anlaß verfaßte Merksprüche. In diesen

Aussprüchen geben die hier versammelten Personen, Fürsten, Militärs, Politiker genauso wie Wissenschaftler, Ingenieure, Industrielle oder Maler, Musiker und Schriftsteller, aus Anlaß der Jahrhundertwende, häufig ihre Einschätzung von Vergangenheit und Gegenwart und ihre Erwartungen an

die Zukunft wieder. Sie sind damit in ihrer Gesamtheit ein repräsentativer Ausdruck der Gegenwartserfahrungen und Zukunftserwartungen der wilhelminischen Elite zum konkreten Zeitpunkt 1900.

I.

Welche Bedeutung hatte die Säkularwende nun vor hundert Jahren? Auch damals bereits bestand das Bewußtsein, daß das Jahrhundert und damit auch der Wechsel zwischen zwei Jahrhunderten eine künstliche, von Menschen geschaffene Ein-

⁵ vorl. Beitrag bietet eine Zusammenfassung meiner Ergebnisse in: *Das Jahr 1900. Der Traum vom endlosen Fortschritt*, in: Bünnz/Gries/Möller (Hg.): *Der Tag X*, a.a.O., S. 169-187; und: *Aufbruch ins 20. Jahrhundert. Gegenwartserfahrungen und Zukunftserwartungen der wilhelminischen Elite zur Säkularwende 1900*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 50, 1999, S. 730-739. Grundlegend immer noch Michael Salewski: „Neujahr 1900“. *Die Säkularwende in zeitgenössischer Sicht*,

in: *Archiv für Kulturgeschichte*, 53, 1971, S. 335-381.

⁶ Julius Lohmeyer (Hg.): *Das Goldene Buch des Deutschen Volkes an der Jahrhundertwende. Eine Übersicht vaterländischer Kultur und nationalen Lebens in 76 Einzeldarstellungen aus der Feder hervorragender Fachmänner, über 1000 Bildnissen, Aussprüchen und Lebensbeschreibungen lebender deutscher Männer und Frauen und 37 Kunstbeilagen*, Leipzig: Verlag J. J. Weber [veröffentlicht nach dem August 1899].

teilung sei. Der Schweizer Philosoph Ludwig Stein verglich die Einteilung der Vergangenheit in Jahrhunderte mit den Klassifikationen der Naturwissenschaft, sie dienten der „Inventarisierung alles geschichtlichen Erlebens“. „Stellt die Universalgeschichte gleichsam den Archivschrank des Menschengeschlechts dar, so können wir uns heute in diesem kostbaren Schrein nur die Schubfächer nach Jahrhunderten eingeordnet denken. An der Wende unseres Jahrhunderts wird nun dieses Schubfach fein säuberlich abgestäubt und sorgsam verschlossen, um dem neuen, mit der Aufschrift ‚zwanzigstes Jahrhundert‘ das zu registrierende Material zu überweisen.“⁷ Die Jahrhundertwende erscheint hier nur als ein Fixpunkt in der Zeit, der zwischen Vergangenheit und Zukunft vermittelt. Hiermit ist jedoch der Höhepunkt eines neuen Zeitbewußtseins erreicht, daß sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts durchgesetzt hatte. Zeit wurde nicht mehr als wiederholend, sondern als fortschreitend, sogar sich beschleunigend erlebt, da sich der gesellschaftliche Wandel schon in der eigenen Lebenswelt zeigte. Die sich bewegende Zeit schien der menschlichen Geschichte eine Richtung zu geben: den Fortschritt.⁸ Vor dem Hintergrund eines Wirtschaftsbooms seit 1895 beherrschte die Fortschrittsvorstellung überhaupt das Lebensgefühl um 1900. Mit der Expansion der chemischen und der Elektroindustrie entwickelte sich Deutschland nun endgültig zu einer modernen Industrienation. Deutschlands Handel begann den seiner Konkurrenten zu überflügeln.⁹ Wichtige Themen der Zeit waren daher auch Geschwindigkeit und Rationalisierung, die Folgen der neuen Modernität wurden in der Frage der Nervosität diskutiert.

Die Vorstellung von bewegter Zeit, von Fortschritt und Entwicklung beherrschte um 1900 als dominierendes Erklärungsparadigma überhaupt die Wissenschaften. Selbstbewußt konnte der Leipziger Historiker Gustav Buchholz den Historismus zur Grundlage der Analyse zeitlicher Veränderungen erklären. „Alles wissenschaftliche Denken ist heute ein geschichtliches: kein Gebiet im weiten Umkreis des Geistesle-

bens, wohin der befruchtende Hauch des Entwicklungsgedankens nicht gedrungen wäre.“¹⁰ Doch die Historisierung des Weltbildes hatte sich auch in den Naturwissenschaften durchgesetzt. Nach der um 1900 allgemein akzeptierten Evolutionstheorie Darwins sind die Arten nicht mehr unveränderlich, sondern entwickeln sich durch Selektion. Auch hinter dieser umweltbedingten Optimierung der Eigenschaften wurde das „Fortschrittparadigma“ gesehen. Die Evolution wurde durch den sogenannten Monismus, besonders einflußreich waren hier die 1899 veröffentlichten „Welträtsel“ von Ernst Haeckel, zu einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung ausgebaut, die eine bessere Menschheit der Zukunft und eine vom Christentum befreite Ethik predigte.¹¹ Den Entwicklungsgedanken formulierte im „Goldenen Buch“ beispielsweise der Chirurg Vincenz Czerny: „Der Zweck alles organischen Lebens ist die Entwicklung zum Fortschritt.“¹² Doch im Unterschied zu heute, wurde die Evolution noch in den Vorstellungen des Lamarckismus begriffen, indem man vom aufeinander aufbauenden Erwerb von Fortschritten ausging.¹³ „Wenn auch jeder Einzelne nur Stäubchen zum Weltall beiträgt, so verdichten sich doch die Gedanken der Gesamtheit im Hirne eines Genies zur klaren Erkenntnis und ringen sich durch zum gemeinsamen Besitze der Menschheit.“ Im Sozialdarwinismus schließlich wurde das Evolutionsprinzip auch auf die Völker und Rassen der Menschheit übertragen. Ihr unendlicher Kampf untereinander treibe die Menschen zum Fortschritt an. Auch diese Vorstellung, die besonders Joseph Arthur de Gobineau und Herbert Spencer formuliert hatten und die schließlich 1899 Houston Stewart Chamberlain zur endgültigen Form brachte, wurde von Czerny geteilt: „Die Kämpfe werden im nächsten Jahrhundert nicht aufhören. Die gänzliche Unterdrückung aller Kämpfe wäre nicht einmal wünschenswert, weil der Kampf die physischen und moralischen Kräfte hebt, in der Regel der stärkeren und fortgeschrittenen Partei zum Siege verhilft und dadurch den Fortschritt, den Zweck alles organischen Lebens fördert.“ Der Imperialismus galt also als ein Dienst an der Entwicklung der Menschheit.

⁷ Ludwig Stein: *An der Wende des Jahrhunderts. Versuch einer Kulturphilosophie*. Freiburg/Leipzig/Fübingen 1899, S. 10 ff.

⁸ Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main 1992.

⁹ Hans-Ulrich Wehler: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 3: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914*, München 1995, S. 607.

¹⁰ *Das Goldene Buch, Wissenschaft*, S. 33.

¹¹ Ernst Haeckel: *Die Welträtsel*, Bonn 1899. – Die Bedeutung Haeckels und des Monismus für die Mentalität des Kaiserreichs sind ein Desiderat der Forschung.

¹² dieses sowie die folgenden Zitate aus: *Das Goldene Buch, Wissenschaft*, S. 28.

¹³ vgl. Rolf Peter Sieferle: *Die Krise der menschlichen Natur. Zur Geschichte eines Konzepts*, Frankfurt am Main 1989.

II.

Wie ein jeder Jahreswechsel zu einem Rückblick anregt, verführte auch die Jahrhundertwende zum Blick in die Vergangenheit. Das hier im „Goldenen Buch“ eine Erfolgsgeschichte gezeichnet wird, kann nicht verwundern, denn die erfolgreiche Vergangenheit diente der sich hier präsentierenden Elite auch zur Legitimation ihrer eigenen Stellung. Die positive Bewertung des vergangenen Jahrhunderts wurde in der öffentlichen Meinung jedoch weitgehend geteilt. Der Sieg über die Natur wurde im „Goldenen Buch“ besonders von den Ingenieuren und Naturwissenschaftlern gepriesen. Im einzelnen hervorgehoben wurden die die Menschheit verbindende Globalisierung durch Verkehr und Kommunikation sowie die Erfolge der Medizin. Insgesamt jedoch blieb der technische Fortschritt in den Überlegungen der wilhelminischen Elite deutlich unterrepräsentiert. In der Tagespublizistik finden sich zahlreiche Vorhersagen zu den technischen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts. Die Weiterentwicklung des Flugwesens, der Erschließung neuer Gebiete durch Eisenbahn- und Telegraphenlinien und der Bau immer größerer Ozeandampfer beschäftigte die Öffentlichkeit.¹⁴ Doch in den Aussagen der wilhelminischen Elite im „Goldenen Buch“ wurde der technische Fortschritt eher als zweischneidig beurteilt.

Positiv hervorzuheben war für die wilhelminische Elite zur Jahrhundertwende jedoch die nationale Vergangenheit. Der politische Fortschritt schien besonders im direkten Vergleich mit der Jahrhundertwende 1800 deutlich. Auf die Fremdherrschaft Napoleons und die Zerstörung des Alten Reiches sei schließlich der unaufhaltsame Aufstieg Deutschlands gefolgt. „Vollendet ist das Jahrhundert, dessen Beginn das Vaterland in seiner tiefsten Erniedrigung sah, dessen Ausgang gekrönt ist durch die Wiedererstehung von Kaiser und Reich“, faßte die Extra-Nummer des Armee-Verordnungsblattes zum Neujahr den geläufigen Rückblick knapp zusammen.¹⁵ Das vergangene Säkulum konnte daher als ein deutsches Jahrhundert betrachtet werden. Im deutschen Katalog zur

Weltausstellung 1900 wurden die wichtigen Deutschen des Jahrhunderts aufgeführt: „an dessen Anfang Kant, Schiller, Goethe und Beethoven, Stein und Scharnhorst, in dessen Mitte die Humboldts, Gauß und Liebig, Gebrüder Grimm, Semper, Liszt und Ranke, Bismarck und Moltke, an dessen Ende Helmholtz, Bunsen, Mommsen und Virchow, Friedrich Krupp und die Siemens, Richard Wagner und die Brahms, Menzel und Lenbach“.¹⁶ Der deutsche Held des Jahrhunderts schlechthin war jedoch Bismarck. Durch seine Taten habe er das deutsche Volk zur „politischen Reife erzogen“, stellte Richard Redlich fest.¹⁷ Der Fortschritt war also nicht nur in technisch-wissenschaftlichen Erfolgen, sondern genauso in der Reichseinigung erkennbar. Nationaler und wissenschaftlicher Fortschritt wurden, wie auch in der Liste der großen Deutschen sichtbar, in den Vorstellungen der wilhelminischen Elite in eins gesetzt. Man war überzeugt, daß Deutschland die anderen Staaten überholt hatte. Das 19. Jahrhundert konnte daher als Beweis gelten, daß der preußisch-deutsche Modernisierungspfad der staatlichen Reform dem westeuropäischen Weg der Revolution überlegen war.¹⁸

III.

Was erwartete die wilhelminische Elite von der Zukunft? Die nationale Vergangenheit des letzten Jahrhunderts wurde allgemein als Verpflichtung für die Zukunft begriffen. „Möge die deutsche Nation“, so der Historiker Gustav Droysen, „in dem neuen Jahrhundert im Geiste derer weiterleben und weiterstreben, denen sie ihre Größe verdankt.“¹⁹ Als Aufgabe für Deutschland galt dabei, neben Großbritannien, den Vereinigten Staaten und Rußland den Platz als vierte Weltmacht zu erringen. „Das zwanzigste Jahrhundert gehört den Deutschen“, konnte selbstbewußt der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika Eduard Liebert vorhersagen.²⁰ Dieser Durchbruch zur Weltmacht wurde zwar in die herrschende Vorstellung des Sozialdarwinismus eingeordnet und als Kampf

¹⁴ vgl. Thomas Kuchenbuch: *Die Welt um 1900. Unterhaltungs- und Technikkultur*, Stuttgart/Weimar 1992, passim; Michael Salewski: *Technik als Vision der Zukunft um die Jahrhundertwende*, in: ders./Ilona Stölken-Fitsche (Hrsg.): *Moderne Zeiten. Technik und Zeitgeist im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1994, S. 77-91.

¹⁵ zit. n. Salewski: *Neujahr 1900*, a.a.O., S. 346.

¹⁶ Ernst von Halle, in: *Weltausstellung in Paris. Amtlicher Katalog des deutschen Reichs*, Berlin o. J., S. 57; zit. n.

Kuchenbuch: *Die Welt*, a.a.O., S. 156f.

¹⁷ *Das Goldene Buch, Staatswesen*, S. 2.

¹⁸ zur Vorstellung eines positiven deutschen Sonderwegs am Beispiel der Geschichtswissenschaft vgl. Bernd Faulenbach: *Ideologie des deutschen Weges. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*, München 1980.

¹⁹ *Das Goldene Buch, Staatswesen*, S. 2.

²⁰ *Das Goldene Buch, Staatswesen*, S. 27.

der großen Mächte verstanden. Doch die Durchsetzung des geforderten Deutschen Imperiums wurde ohne großen Krieg erwartet. „Die Kämpfe des nächsten Jahrhunderts werden weniger mit Säbel und Gewehr als mit industriellen und kommerziellen Waffen ausgefochten“, betonte Georg v. Siemens.²¹ Nicht mit Militär, sondern mit der Macht „überseeischer Weltwirtschaftspolitik“ würden die Kämpfe der Zukunft entschieden.²²

Daher galt einzig die Flotte als wichtiges Instrument für die Weltgeltung Deutschlands. Doch sie wurde dabei weniger als Kriegsinstrument, sondern mehr als Hilfsmittel im wirtschaftlichen Kampf begriffen. Die stille Hoffnung des Berliner Physiologen Theodor Wilhelm Engelmann, „die schönste Aufgabe des kommenden Jahrhunderts wird es sein, den Kampf ums Dasein immer menschlicher zu gestalten“, konnte also als greifbar nahe aufgefaßt werden.²³ Bestätigung schien diese Vorstellung durch die ein Jahr zuvor veranstaltete erste Haager Friedenskonferenz zu finden.²⁴ Eine sicher außergewöhnliche Steigerung fand diese Vorstellung in der Forderung nach einem Zusammenschluß Europas zu einem „festgefügtten, länderumfassenden westeuropäischen Wirtschaftsorganismus“, wie sie der Nationalökonom Richard v. Kaufmann gegen die amerikanische Schutzzollpolitik aufstellte.²⁵ Gerade der darwinistisch verstandene Imperialismus sollte also in Zukunft den Weltfrieden garantieren.

Innenpolitisch stand die Auseinandersetzung mit der Arbeiterschaft im Mittelpunkt der Zukunftserwartungen. Zwar wurde die Sozialdemokratie als Vertretung einseitiger Klasseninteressen immer noch abgelehnt, die Kampfmaßnahmen der Vergangenheit galten jedoch als untauglich. Ziel war jetzt die gesamtgesellschaftliche Harmonie. Es müsse „das Wohl aller“ maßgebend sein, nicht die „Sonderinteressen einzelner Klassen“, beschwor der Nationalökonom Lujo Brentano die gesellschaftliche Einheit.²⁶ Aufbauend auf der immer wieder gelobten Bismarckschen Sozialge-

setzung forderten zahlreiche Stimmen aus allen Parteien eine aktiv betriebene staatliche Sozialreform. Diese Diskussion stellte auch eine Antwort auf die von Eduard Bernstein innerhalb der Sozialdemokratie angestoßene Revisionismusdebatte dar. Ziel war es, den gemäßigten Teil der Arbeiterschaft an den Staat heranzuführen. Die zentrale Position in diesen Plänen zur gesellschaftlichen Integration wurde dem Staat zugesprochen. Er sollte einerseits die organisierten Interessen zum Ausgleich bringen, indem er ihnen einen Rahmen setze, damit sie sich zum Wohle des Ganzen, zum Wohle der Nation, vollziehen könnten. Andererseits sollte der Staat auch aktiv für die Gleichstellung der Arbeiter eintreten. Ihm obliege der Schutz der Schwachen, begründete Gustav Schmoller den Interventionsstaat.²⁷ Der staatliche Eingriff in die Wirtschaft schien dabei einer grundlegenden Umorientierung des Wirtschaftssystems „vom wirtschaftlichen

Individualsystem nach der Richtung der Kooperation“ zu entsprechen.²⁸ Verbandswesen und Interventionsstaat verschmolzen im deutschen

Gerade der darwinistische Imperialismus sollte in Zukunft den Weltfrieden garantieren

Korporativismus, sollten für das 20. Jahrhundert den Fortschritt sichern.²⁹ Dahinter stand die Überzeugung, daß der deutsche Staat in der Lage sei, die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen zu begrenzen. Genau hierin wurde der Vorzug der deutschen konstitutionellen Monarchie gesehen. Dem Parlament als Vertreter der verschiedenen gesellschaftlichen Interessen stehe der überparteiliche Monarch gegenüber. Der Kaiser sei durch diese Rolle, so der Staatsrechtler Paul Laband, der „wahre Vertreter des Volks als einer organisierten, alle Elemente umfassenden Einheit“.³⁰ Diese Ideologie der konstitutionellen Monarchie, die Forderung nach sozialer Reform und der Imperialismus konnten von Friedrich Nauman schließlich als eine ganz eng verbundene Einheit betrachtet werden. Die Bedürfnisse der Arbeiterschaft erforderten aktive Kolonialpolitik und

²¹ *Das Goldene Buch, Wirtschaftsleben*, S. 47.

²² so Armin Muskau, in: *Das Goldene Buch, Wissenschaft*, S. 70.

²³ *Das Goldene Buch, Wissenschaft*, S. 92.

²⁴ Jost Dülffer: *Regeln gegen den Krieg? Die Haager Friedenskonferenzen in der internationalen Politik*, Frankfurt am Main 1981.

²⁵ *Das Goldene Buch, Wirtschaftsleben*, S. 59.

²⁶ *Das Goldene Buch, Wissenschaft*, S. 19.

²⁷ *Das Goldene Buch, Wissenschaft*, S. 20.

²⁸ *Das Goldene Buch, Wirtschaftsleben*, S. 56.

²⁹ Der Begriff nach Wehler: *Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3, a.a.O., S. 662-680; vgl. als Überblick Hans-Joachim Puhle: Historische Konzepte des entwickelten Industriekapitalismus. „Organisierter Kapitalismus“ und „Korporatismus“, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (Nr., Jg.?), 1984, S. 165-184.

³⁰ *Das Goldene Buch, Staatswesen*, S. 1.

daher eine starke Flotte. „Von hier aus wird uns das neue Jahrhundert nationalen Sozialismus bringen.“³¹

IV.

Neben diesen sehr konkreten und positiven Fortschrittserwartungen finden sich im „Goldenen Buch“ allerdings auch kritische Stimmen. Diese Fortschrittskritik artikuliert sich jedoch fast ausschließlich als diffuse Kulturkritik. Bemängelt wurde die Diskrepanz zwischen materiellem Fortschritt und geistig-seelischer Entwicklung. „Das ablaufende Jahrhundert hat auf allen Gebieten des Wissens riesengroße Fortschritte gemacht“, urteilte der Mediziner Hermann Senator, „in der Erziehung des Menschengeschlechtes zur Gesittung und Veredelung des Geistes ist es hinter seinem letzten Vorgänger zurückgeblieben.“³² Idealismus gegen Materialismus, Kultur gegen Zivilisation und Geist gegen Geld war für diese Kritiker die entscheidende Auseinandersetzung der Gegenwart. Sehr farbig beschrieb der Pädagogikprofessor Friedrich Paulsen den Niedergang des Idealismus: „Mit dem Glauben an Ideen begann das 19. Jahrhundert, es endigt mit dem Glauben an die Macht: im staatlichen, im wirtschaftlichen Leben, in der Kirche, in der Gesellschaft, in der Literatur, in der Kunst, bis herab zum Plakat, überall derselbe Zug. Und dabei überall ein Gefühl der Leere, der Nichtigkeit, der ‚Wurschtigkeit‘. Ist es die Rache der Ideen an ihren Verächtern?“³³

Doch gerade vom 20. Jahrhundert wurde die kulturelle und sittliche Weiterentwicklung Deutschlands erwartet. Vom wissenschaftlichen Fortschritt selbst wurde nun der Umschlag ins Ideelle, Geistige erwartet. So sah der Neukantianer Hermann Cohen voraus, daß aus dem idealen Gehalt der Naturgesetze in Zukunft der „Realitätscharakter der übersinnlichen Ideen“ abgeleitet werde, und der Berliner Philosoph Carl Stumpf erwartete, daß die „Entwicklungsgeschichte, die die stärksten Wunden schlug, [...] allein auch Heilung bringen“ werde.³⁴ Den „natürlichen Ausgleich auf einer höheren Entwicklungsstufe“³⁵ zu erreichen, diese auf die ökonomischen Konflikte bezogene Forderung von

Richard Stegemann, dem Vorsitzenden des Verbandes für kaufmännisches Unterrichtswesen, scheint fast die versteckte Lösung der Zukunftserwartungen im „Goldenen Buch“ zu sein. Trotz aller unterschiedlichen Meinungen durchzieht die Erwartungen der wilhelminischen Elite die optimistische Grundstimmung, daß die Konflikte im 20. Jahrhundert in Form einer großen Synthese zu lösen seien. Dieser harmoniebetonte Zukunftsoptimismus tritt im „Goldenen Buch“ besonders stark hervor, da seine konservativen und reaktionären Autoren sich wesentlich weniger wortgewaltig und aussagekräftig äußerten. Doch daß ihnen die Worte und Argumente fehlten, zeigt, wie inopportun eine weitergehende Kritik zum Jahrhundertwechsel erschien. In der wilhelminischen Elite blieb daher die euphorische Vorstellung vorherrschend, daß die fortschreitende Bewegung zukünftig zu einer neuen Ordnung auf einer höheren Ebene führen werde.

*

Die Elite des deutschen Kaiserreiches ging voller Optimismus in das 20. Jahrhundert. Ihre Angehörigen bildeten die Wortführer einer öffentlichen Meinung, die um 1900 nicht von Fin-de-siècle-Stimmung, sondern von einem zwar diffusen, aber überwältigenden Fortschrittsglauben geprägt war. In dieser Zukunftseuphorie wurden bestehende und erwartete Konflikte auf einer höheren Ebene aufgehoben. Gerade die Synthese von Individualismus und Sozialismus, Monarchie und Volkssouveränität, technischem Fortschritt und geistig-sittlicher Innerlichkeit, imperialistischem Kampf ums Dasein und friedlicher Wirtschaftskonkurrenz galt als besondere Leistung Deutschlands. Diese überwältigende Zukunftserwartung des Jahres 1900, die in vielen Vorstellungen, wie Globalisierung, Kommunikationsrevolution und Betonung des biologischen Entwicklungsgedankens ihre Parallelen zur Gegenwart hat, ist deshalb besonders interessant, da sich schon zehn Jahre später die Stimmung völlig verändert hatte: Aus dem Aufstieg zur Weltmacht war die Angst vor einer Welt von Feinden geworden, derer man sich nur noch mit einem Befreiungsschlag zu erwehren hoffte. Aus der Überlegenheit der konstitutionellen Monarchie und der Selbstgewißheit, die Arbeiterschaft

³¹ *Das Goldene Buch, Wirtschaftsleben*, S. 12; zur Vorstellung Naumanns zur Verbindung technische Moderne, Kaisertum und Sozialismus: ders.: *Demokratie und Kaisertum*. Berlin 1900.

³² *Das Goldene Buch, Wissenschaft*, S. 32.

³³ *Das Goldene Buch, Wissenschaft*, S. 10.

³⁴ *Das Goldene Buch, Wissenschaft*, S. 9 und S. 92.

³⁵ *Das Goldene Buch, Wirtschaftsleben*, S. 61.

in die Nation integrieren zu können, hatte sich die Furcht vor der erstarkenden Sozialdemokratie gebildet. Und schließlich hatte tiefe Zivilisations-skepsis und Sorge um die deutsche Kultur die Fortschrittsgewißheit überwältigt. Dieser Mentalitätswandel fand vor den sozialen und politischen Veränderungen nach der Jahrhundertwen-

de statt, doch die enorme Rückwirkung auf die mentale Einstellung kann nicht verwundern: Wurzelt doch die Vorstellung von Fortschritt wie von Niedergang in derselben linearen Zeitvorstellung. Die Niedergangsangst dreht nur das Vorzeichen der Fortschrittserwartung ins Negative.¹⁶

Dr. Frank MÖLLER (1962)

Studium der mittleren und neueren Geschichte, Politikwissenschaft und des öffentlichen Rechts in Frankfurt am Main; 1990–1993 Wissenschaftlicher Mitarbeiter des DFG-Projekts „Stadt und Bürgertum im 19. Jahrhundert“; 1993–1998 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Institut der Friedrich-Schiller-Universität Jena; zur Zeit Forschungsstipendiat der Gerda-Henkel-Stiftung;
Themenschwerpunkte: Sozial-, Politik- und Kulturgeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, besonders Liberalismus, Bürgertum und die Revolution von 1848/49.

¹⁶ Rolf Peter Sieferle: *Die Krise der menschlichen Natur*, a.a.O., S. 86.

Ein Groer-Witz

Gedanken in Anlehnung an Sigmund Freud's „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten“

Gerhard Kubik

Der Witz ist ein literarisches, genauer oral-literarisches Genre, das bei den Partnern, die ihn austauschen, zu einem spontanen Lusterlebnis führt. Nach dem Aussterben der Sitte des Märchen-Erzählens in den meisten Teilen Europas mit der Durchdringung des individuellen Lebens durch die Medien und durch virtuelle „body snatchers“, ist das Witze-Erzählen eine der wenigen Formen von Oralliteratur, die übriggeblieben sind. Als eine wichtige Form der Kommunikation bewußter und unbewußter Inhalte hat es bis heute überlebt.¹

Der Witz ist eine narrative Form, aber eine der kürzesten, die es gibt. Er ist komprimiert im Sinne einer Verdichtung der Inhalte. Das Lusterlebnis kommt dadurch zustande, daß mittels besonderer literarischer Konstruktionstechniken, der Analogie, Anspielung, Verschiebung und Verdichtung² ein verbales Produkt zustande kommt, durch das in den Rezipienten Verdrängtes³ angesprochen wird. Die innerpsychische Abwehr dieses Verdrängten in den Rezipienten (der Witz-Audienz) wird von dem versteckten Inhalt regel-

recht überrumpelt. Im Augenblick, wo das Ich diesen Inhalt erkennt, wenn auch nur ganz kurz, ist dem Verdrängten ein Durchbruch ins Bewußtsein gelungen, und es kommt zu einer explosionsartigen Entladung. Dieser kurzzeitige sogenannte ES-Durchbruch⁴ bewirkt jenen physiologischen Effekt, den wir das Lachen nennen.

Da Verdrängtes im Menschen zeit- und kulturgebunden ist, sind die Reaktionen der Rezipienten (der Audienz) auf einen Witz über lange Zeiten und Entfernungen hinweg veränderlich. Ich konnte dies kürzlich an einem berühmten, aus dem Band *Wiener Spaziergänge* von Daniel Spitzer entnommenen Witz feststellen, den Sigmund Freud analysiert hatte:⁵

Das Ehepaar X lebt auf ziemlich großem Fuße. Nach der Ansicht der einen soll der Mann viel verdient und sich dabei etwas zurückgelegt haben, nach anderen wieder soll sich die Frau etwas zurückgelegt und dabei viel verdient haben.

¹ Kommunikation vollzieht sich immer auf zwei Ebenen, einer vordergründigen, bewußten und einer unbewußten Ebene. Dies trifft nicht nur auf die non-verbale Kommunikation zu (vgl. Paul Ekman: „Movements with precise meanings“, in: *Journal of Communication* 26 (3), 1976, S. 14-26; Paul Ekman/Wallace V. Friesen: „The repertoire of nonverbal behavior: categories, origins, usages and coding“, in: *Semiotica* 1 (1), 1969, S. 49-98), sondern auch auf die verbale. Beide Bereiche der Mitteilung werden gleichzeitig ausgeschöpft. Dies ist ein Forschungsgebiet, wo Kommunikationswissenschaft und Psychoanalyse als die Wissenschaft vom Unbewußten gemeinsames Terrain für Forschungen beschreiten können.

² vgl. Sigmund Freud: *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*, Leipzig-Wien 1905; Neuveröffentlichung: Frankfurt am Main 1998, S. 32-103.

³ Unter Verdrängung versteht man in der psychoanalytischen Theorie einen der neun von Anna Freud (Anna Freud: *Das Ich und die Abwehrmechanismen*, 1936, Neuauflage: München 2001.) formulierten Abwehrmechanismen im Psychischen; das Individuum „vergift“ Ideen, Fakten, Objekte, die Impulse repräsentieren, die inakzeptabel geworden sind. Verdrängung kann so intensiv sein, daß das Individuum keine Ahnung von der Heftigkeit dieser Impulse besitzt, die es „vergessen“ hat. Dieses Verdrängte sucht jedoch nach Ausdruck in Ersatzhandlungen, Symbolbildungen, Fehlleistungen und u.a. auch im Witz.

⁴ Die Einteilung des psychischen Apparates in drei Instanzen, ICH, ÜBER-ICH und ES, bezeichnet man in der Psychoanalyse als das Strukturmodell. Sigmund Freud

definierte diese Begriffe in seiner berühmten Arbeit *Das Ich und das Es* (Sigmund Freud: *Das Ich und das Es*, Leipzig-Wien-Zürich 1923; Neuauflage: Frankfurt am Main 1992.). Mit dem ES bezeichnet man die triebhaften Anteile der Persönlichkeit. Es enthält verschiedenste libidinöse und aggressive Impulse. ÜBER-ICH (oder auch ICH-IDEAL genannt) wird als jene Instanz angesehen, die die Werte der umgebenden Gesellschaft verkörpert. Die Instanzen und ihre Inhalte stehen in ständigem Widerstreit, sowohl gegeneinander wie auch innerhalb derselben Instanz, um die Aufmerksamkeit und Entscheidungsfunktionen des ICH für sich zu gewinnen (vgl. auch Charles Rycroft: *A Critical Dictionary of Psychoanalysis*, Harmondsworth: Penguin Books 1977, S. 38 f., S. 66 f., S. 160 f.). Freud's strukturelle Theorie des Psychischen postuliert keine physiologisch lokalisierbaren Areale innerhalb des Cerebrum und Cerebellum, die diese Instanzen repräsentierten; sondern sie ist „an attempt to explain by means of models enduring, organized, and interrelated aspects of mental functioning – that is, those that operate in particular ways and are slow to change. The tripartite model advanced by Freud in 1923 is most commonly referred to as the structural theory ...“ (Burness E. Moore/Bernard D. Fine (Eds.): *Psychoanalytic Terms and Concepts*, New Haven – London 1990, S. 186-187.). Nicht nur die Inhalte des ES, sondern auch jene des ÜBER-ICH sind weitgehend unbewußt, jedoch bewußtseinsfähig. Weitaus mehr als man meinen würde, findet interpersonelle Kommunikation auf der unbewußten Ebene statt.

⁵ Freud 1905 [1998: S. 48-49].

Dieser Witz arbeitet mit der Zweideutigkeit des deutschen Ausdrucks „sich etwas zurücklegen“: (a) Geld sparen, (b) sich physisch auf dem Bett zurücklegen, und wenn es eine Dame ist, wohl mit den entsprechenden Implikationen. Freud konnte sich nicht halten, auszuruhen:

Ein geradezu diabolisch guter Witz! Und mit wie geringen Mitteln er hergestellt ist! Viel verdient – sich etwas zurückgelegt, sich etwas zurückgelegt – viel verdient; es ist eigentlich nichts als eine Umstellung dieser beiden Phrasen, wodurch sich das vom Manne Ausgesagte von dem über die Frau Angedeuteten unterscheidet. ...⁶

Es ist interessant, wie heutige Menschen auf diesen „fin-de-siècle“-Witz um 1900 reagieren. Als ich ihn einem meiner ehemaligen Studienkollegen an der Universität Wien am Telefon erzählte (Notiz 16. März 1999), war sein Lachen spontan. Anders bei manchen jüngeren Leuten. In Mainz, während ich in lockerer Atmosphäre fünf Studenten meines Seminars über Ethnopsychanalyse prüfte, war es nur der einzige männliche Student unter den fünf, der den Witz sofort verstand. Die Mädchen begriffen den Sinn zunächst nicht. Ich mußte ihnen die Symbolik erklären. Die Prüfung fand in meinem Zimmer im Institut für Ethnologie und Afrika-Studien der Johannes-Gutenberg-Universität, Mainz, im Februar 1999 statt. In unserem Seminar waren sexuelle Themen sehr oft zur Sprache gekommen und es ist nicht anzunehmen, daß die Mädchen „blockiert“ waren, etwa wegen der Anwesenheit des männlichen Studenten oder gar meiner „Autorität“. Der männliche Student verstand den Witz, aber auch er lachte nicht.

Ich glaube, die Erklärung dafür ist die bereits enorme kulturelle Distanz zwischen der Welt des imperialen Wien um 1900 und dem heutigen Europa. Es zeigt, wie entfernt wohl die heutige, westeuropäische Durchschnittskultur von jener der Jahrhundertwende 1899/1900 sein muß.

Oralliteratur, zum Beispiel auch Rätsel, wie Mubanga E. Kashoki⁷ und ich an afrikanischem Material nachweisen konnten,⁸ wird umso verständlicher, je größer die kulturell bedingten, kognitiven Barrieren sind.

Die Lust, die beim Verstehen des D. Spitzer-Witzes um 1900 empfunden wurde, lag darin, daß das Bild der gut-bürgerlichen Dame, die sich als Hure entpuppte, oder zumindest als sexuell leichtlebig, Befriedigung auslösen mußte. Aber es war wohl damals schon eine schadenfrohe Art der Befriedigung, und sie war nicht notwendigerweise darüber, daß es auch Huren gibt, oder daß man als Frau vielleicht etwas freizügiger sein wollte. Die Befriedigung war über das gelungene „in den Dreck Ziehen“ von Leuten, die sich besonders anständig geben; denn in Wirklichkeit seien ja viele Männer der bürgerlichen Gesellschaft doch nur Analsadisten, die Geld sammelten, und ihre Frauen Geheimprostituierte, die sich gelegentlich gehen ließen. Mit anderen Worten, die gelungene Exposition der Verlogenheit der bürgerlichen Gesellschaft – einer Verlogenheit als Funktion des ÜBER-ICH⁹ – ist es, was zu diesem Lusterlebnis führte.

Aber nicht nur das; die Lust ist multilateral determiniert. Das Wesentliche ist, daß die Exposition dieser Verlogenheit in einer logisch zwingenden Verbalform geschieht. Es ist also nicht nur Lust am Inhalt der Botschaft dabei, sondern auch an der *effizienten Kommunikation* des Inhalts; sonst könnte man solche Inhalte ja auch informell ausdrücken. Das Lusterlebnis ist daher auch ein intellektuelles und ästhetisches. Durch ein geniales Wortspiel gelingt es, diesem kommunikativen Inhalt eine zwingende Logik zu verleihen. Wie bei manchen Sprichwörtern, so sind in diesem gelungenen Witz durch das Austausch-Verfahren der Phrasen unerwartete Effekte erreicht worden; zwei Facetten eines im Grunde analogen sozialen Verhaltens wurden auf eine Formel gebracht. Die Faszination liegt darin, daß

⁶ Freud 1905 [1998: S. 49].

⁷ Mubanga E. Kashoki: „The socio-cultural setting of verbal play: a description of some riddles among the Bemba“, in: *Review of Ethnology*, 3 (15), 1972, S. 113–119.

⁸ cf. Gerhard Kubik: „A Luchazi riddle session. Analysis of recorded texts in a south-central African Bantu language“, in: *South African Journal of African Languages*, 12 (2), May 1992, S. 51–83.

⁹ Das ÜBER-ICH (in der psychoanalytischen Theorie) übt als jene Instanz, in der elterliche und gesellschaftliche Introjekte enthalten sind (Rycroft 1977, S. 160), Druck auf das Individuum aus, sich viele triebhafte Tendenzen nicht einzugestehen. Durch diese Instanz fließt ein Teil der

Energie, die Verdrängungen und andere Abwehrprozesse in Gang setzt und aufrecht erhält. Wenn das ICH nicht imstande ist, sich bestimmte Konflikte zwischen den Instanzen ES und ÜBER-ICH einzugestehen und zu verarbeiten, kann es zur „Verlogenheit“ als permanenter, neurotisch fundierter Charakterhaltung kommen. Diese „Charakterpanzerung“ hat Wilhelm Reich in einer Arbeit (Wilhelm Reich: *Charakteranalyse. Techniken und Grundlagen für studierende und praktizierende Analytiker*, Wien 1933.) vorzüglich beschrieben. Der Spitzer-Witz von 1900 beschäftigt sich mit solchen Eigenschaften als jene einer ganzen sozialen Schicht.

sich der Mensch ja eigentlich nach Wahrheit sehnt, aber durch die frühzeitig verinnerlichten Werte der gesellschaftlichen Umwelt veranlaßt wird, nicht nur ständig Zurückhaltung zu üben, sondern sich auch über seine Identität selbst zu täuschen.

Genau dasselbe ist in der tieferen Struktur eines anderen diabolischen Witzes sichtbar, der der in beachtlichen Serie der in Österreich in den späten 1990er Jahren erfundenen sogenannten Groer-Witze zugehört. Ich verdanke seine Kenntnis meinem Kollegen Ass.-Prof. Dr. Manfred Kremser, Institut für Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie der Universität Wien. Über die letzten Quellen dieses Witzes ist auch ihm nichts bekannt. Er wurde von verschiedensten Leuten weitererzählt. Der Witz wurde offenbar von einem Unbekannten erfunden, als vor wenigen Jahren der Verdacht auf pädophile Beziehungen des Kardinal Hermann Groer mit einem Jungen im katholischen Seminar von den Medien aufgegriffen wurde und durch TV-Diskussionen überall bekannt geworden war. Sie führte schließlich zur Versetzung des Kardinals in ein anderes Land. Das „öffentliche Unbewußte“ reagierte darauf mit einem Witz, der etwas ganz anderes als die von den Medien unterstützte öffentliche Entrüstung ausdrückt. Der Witz lautet wie folgt:

Kardinal Groer bemüht sich, nach seinem Tode in den Himmel zu kommen. Petrus, der den Schlüssel in der Hand hält, will ihn nicht einlassen, wegen seiner offensichtlichen Sünden und Verstöße gegen das sechste Gebot. Aber da er mit ihm Mitleid hat, erhört er des letzteren Flehen, gibt schließlich nach und sagt: „Gut, ich gebe Dir eine Chance; wenn du mir die Namen von vier berühmten Flüssen in Europa nennen kannst, dann lasse ich Dich hinein.“ Kardinal Groer denkt lange nach, dann beginnt

er die Flüsse, einen nach dem anderen, aufzuzählen: „Rhein – Inn – Main – Po.“

Daß viele Leute über diesen Witz lachen, ist eigentlich überraschend. Was soll er für „verdrängte“ Tendenzen befriedigen, in einer Zeit der juristischen Legalisierung der Homosexualität, und der „gay rights“? In einer Zeit, in der es auch die Psychoanalyse nicht mehr als ihre Aufgabe sehen würde, jemandes sexuelle Orientierung zu verändern.¹⁰ Nur die pädophilen Tendenzen des Witz-Subjekts kämen als Gegenstand gesellschaftlicher Ächtung und damit Verdrängung noch in Frage. Sie werden aber im Witztext überhaupt nicht angesprochen. Es müßte also jemand die ganze Hintergrundgeschichte der Causa Groer aus der Darstellung der Massenmedien kennen und mit ihr vertraut sein, um die nötigen

Assoziationslinien herzustellen. In diesem Fall setzt der Witz also *Kenntnisse* voraus, die extrem zeit- und subjektgebunden sind. Bedeutet dies, daß dieser Groer-Witz in zwanzig Jahren niemanden mehr zum Lachen bringen wird?

Das Lusterlebnis unter den Rezipienten (der Audienz) beruht wie beim Witzbeispiel von 1900 weiter oben zu einem Teil auf der Befriedigung darüber, daß etwas durchgedrungen ist, das von der Gesellschaft geächtet wird; zum anderen Teil liegt eine intellektuelle Freude an der erfinderischen Qualität des Witzemachers und seiner gelungenen Wortmanipulation vor. Das „post-moderne“ gesellschaftliche ÜBER-ICH, vermittelt durch die Wertekategorien, die in den Massenmedien verbreitet werden mit ihrem Potential, eine öffentliche Entrüstung zu inszenieren, ist durch den Witz überrumpelt worden. Der Einzelne, der über den Groer-Witz lacht, lacht somit nicht notwendigerweise deshalb, weil eigene homosexuelle und/oder pädophile Wunschvorstellungen befriedigt werden. Ich vermute, daß eine *verdrängte*¹¹ homosexuelle Tendenz eher bei jenen männlichen Rezipienten ins Spiel kommt, die über diesen Witz *nicht* spontan lachen, sondern seltsam betreten sind. Dies erlebte ich bei einem Professor Emeritus in

Das „post-moderne“ gesellschaftliche ÜBER-ICH ist durch den Witz überrumpelt worden

¹⁰ vgl. die Stellungnahme von Talcott Parsons zu Anna Freud's siebenter Harvard-Vorlesung 1952, in: Anna Freud: *The Harvard Lectures*, London 1992; ferner Mário Erdheim: *Psychoanalyse und Unberuftheit in der Kultur. Aufsätze 1980 – 1987*, Frankfurt am Main 1988 [1994; S. 85-96], in seiner Kritik des Mißbrauchs der Psychoanalyse „zur wohlmeinenden und sozialengagierten Psychohygiene“.

¹¹ Die psychoanalytische Theorie nimmt an, daß homosexuelle Tendenzen in allen Menschen vorhanden sind. Sexuelle Prägung in der Pubertät bewirkt dann eine stärkere Ausrichtung des Sexualverhaltens nach dominierenden Ersterfahrungen. „Exclusive preference for the opposite sex is an acquired trait, and involves the repression of a certain amount of homosexual feelings ...“ (Donald J. West: *Homosexuality*,

der Bundesrepublik Deutschland, der mir selbst gerne Witze erzählt, dem es aber offensichtlich sehr peinlich war, gerade diesen Witz zu hören. Er reagierte so, als ob er auch den leisesten Verdacht, bei so einem schmutzigen Witz Lust zu erleben, von sich weisen müsse. Er schwieg, sah seltsam drein und gab dann einen knappen Kommentar. Hier kann nur die Angst dahinterstecken, selbst in den Verdacht homosexueller oder gar pädophiler Tendenzen zu geraten. In einem solchen Fall wird ein intensiver Abwehr-Mechanismus in Gang gesetzt, und der Rezipient des Witzes demonstriert seine Unschuld durch eine „Verkehrung ins Gegenteil“¹². Man könnte statistisch zu erfassen versuchen, wo individuelle Verdrängungen liegen, indem man verfolgt, über welchen Witz jemand lachen kann oder aber „betreten“ wirkt. Beim letzteren Affekt ist oft anzunehmen, daß die latenten Inhalte des Witzes besonders verdrängt sind.

Allerdings muß man bei der Interpretation vorsichtig sein. Die *unterdrückte Reaktion* eines Rezipienten auf einen erzählten Witz darf nicht grundsätzlich so ausgelegt werden. Es kann sich Verschiedenes darin äußern, nicht nur daß der betreffende Inhalt bei dieser Person besonders verdrängt ist. Es kann sich darin auch äußern, daß diese Person gegenüber dem Witze-Erzähler eine nicht zugegebene Abneigung hat und mit ihm/ihr nichts Näheres zu tun haben will, sich mit ihm/ihr „nicht auf dasselbe Niveau“ begeben will. Nur vom Einzelfall oder Einzelereignis ausgehend kann man die jeweilige kommunikative Situation interpretieren.

Bei den Leuten, die über diesen Groer-Witz gelacht haben, muß die Genugtuung eine breitere inhaltliche Basis haben, sonst würde er nur verkappt Homosexuelle und Pädophile ansprechen. Da aber fast jeder lacht, muß diesem Witz eine bestimmte inhaltliche Konfiguration, eine unbe-

wußte Maxime unterliegen, die in allen diesen Menschen Ähnliches befriedigt. Wie beim D. Spitzer-Witz um 1900 scheint das Lusterlebnis an diesem Groer-Witz von dem durch ihn *implizit* ausgesprochenen Postulat ausgelöst zu werden, daß die Welt im Grunde genommen niedrig, tierisch sei, und die Menschen letztthin von ihren infantilen Tendenzen gelenkt werden; und daß dies auch für Priester im Schutzmantel der katholischen Kirche (oder anderer Religionen) gilt, auch wenn sie ständig beten und von sich selbst das Gegenteil behaupten.

Ein Teil der Lust kommt auch aus einer Antiklerikalen Stimmung in der Bevölkerung¹³, einer Rebellion gegen autoritäres Verhalten und die Unehrlichkeit, den Menschen besser darstellen zu wollen, als er ist. Allerdings verstrickt sich die Audienz in eine merkwürdige Ambivalenz, die sich als Paradoxon ausdrücken läßt: „Siehe da, der Herr Kardinal ist auch ein Mensch so wie wir, aber klar, wir sind natürlich nicht so wie der Kardinal!“ (d.h. wir haben keine derartigen Tendenzen).

Die Befriedigung kommt auch daher, daß der Volksglaube postuliert, jemand könne seine sexuelle Orientierung nicht einfach verändern oder aufgeben. So zeigt der Witz in diabolischer Weise das Gesetz der uneingeschränkten Determinierung des Psychischen. Bei jemandem mit einer Fixierung auf pädophile Homosexualität sind keine prinzipiellen Veränderungen mehr möglich. Die Fixierung ist tief im Gehirn verankert. Es kann ihm gar nichts anderes mehr einfallen; er ist in einem hoffnungslosen Wiederholungszwang verstrickt.

Im Sinne der Psychoanalyse wunderbar klar erkannt, zeigt der Witz, daß das Verbotene sich unweigerlich einen Ausdruck verschaffen muß. Wenn es daran gehindert ist, dann besetzt¹⁴ es in

Harmondsworth: Penguin Books 1965, S 12]. Durch den Einfluß der Moral der Eltern, der weiteren gesellschaftlichen Umwelt einschließlich des Druckes Gleichaltriger, kommt es oft zu massiven Verdrängungen der homosexuellen Komponente des Sexualtriebes. Dies bedeutet aber, daß sie vom Unbewußten her umso heftiger weiteroperiert und zu verschiedensten Ersatzhandlungen Anlaß geben kann. *Pädophile* gleichgeschlechtliche Tendenzen bei erwachsenen Männern (vgl. Causa Groer) haben aus psychoanalytischer Sicht ihre Ursache sehr oft in sexueller Identifizierung mit der eigenen Mutter, wobei dem pädophilen Sexualobjekt die Rolle des eigenen Ichs in der Kindheit zugewiesen wird. Diese Kondition kann durch Psychoanalyse bewußt und damit einer Veränderung zugänglich gemacht werden. Wo pädophile homosexuelle Tendenzen nicht nur in der individuellen Phantasie auftauchen, sondern tatsächlich realisiert werden, bleibt trotz dieser „Bewußtmachung“ die Neurose immer noch

ungeheilt; denn das psychologisch Essentielle daran ist ja weiterhin verdrängt, nämlich die oben erörterten ontogenetischen Zusammenhänge, die nur der gezielten psychoanalytischen Erkenntnis erschließbar sind.

¹² Zur Terminologie vgl. Anna Freud 1936, S. 36; Rycroft 1977, S. 28, S. 143.

¹³ siehe die massiven Kirchenaustritte in letzter Zeit.

¹⁴ Unter *Besetzung* (in der englischen Standard Edition von Freuds Werk als „cathexis“ übersetzt) versteht man in der Psychoanalyse die Investition psychischer Energie in ein Objekt, an das man emotional gebunden ist. Man kann diese Energie auch wieder zurückziehen, oder auf andere Objekte *verschieben* (vgl. auch Moore/Fine 1990, S 36-37). Gegenstände, also leblose Objekte, stehen oft symbolisch für libidinöse und andere Bindungen; sie fungieren als Ersatz, wenn das ursprüngliche Objekt und die Bindung daran als gesellschaftlich tabu erklärt wurde.

neurotischer Symptombildung die harmlosesten Objekte, Wörter, ja Buchstaben, wie die Namen der vier Flüsse und die Reihenfolge ihrer Aufzählung. Der Betroffene konstruiert unbewußt eine Botschaft, die seine verdrängten Neigungen – oder einfach seine wahren Neigungen, die gar nicht mehr verdrängt zu sein brauchen, sondern die er nur vor der Gesellschaft und seiner Gruppe verbergen muß – zum Ausdruck bringen.

In einleuchtender Weise demonstriert dieser Witz die Mechanismen der Verschiebung, Verdichtung und Besetzung von Ersatzobjekten mit verdrängter Libido, wie es Sigmund Freud in seiner Traumdeutung und später an vielen Beispielen im Alltag nachgewiesen hat. Im Gegensatz zum diffamierenden Ton der Massenmedien (TV, Zeitungen, etc.) denunziert dieser Witz den guten Kardinal Groer überhaupt nicht, sondern stellt ihn eher als Opfer des Unausweichlichen dar. Und im Gegensatz zur Betonung von Ethik und Eigenverantwortlichkeit hält der Witz an universeller, kausaler Determinierung auch im Psychischen fest; eine „freie Wahl“, freie Entscheidung darüber, etwas zu tun oder zu lassen, wird dem Kardinal von diesem Witz nicht zugebilligt.

Der Witz erwartet von seinem Protagonisten, daß ihm gar nichts mehr anderes einfallen kann, als sein zentrales Problem, und daß er in ewigem Wiederholungszwang seine Neigungen und Wünsche immer wieder neu formulieren muß, auch durch geheime Codes, denn der Sinn und Zusammenhang zwischen den vier Flußnamen ergibt sich nicht aus dem Bild dieser Flüsse, sondern aus der Phonetik der vier Bezeichnungen, wenn man sie in bestimmter Weise aneinanderreihert und als Satz ausspricht.

Die Befriedigung an solchen Witzen ist somit einerseits in der inhaltlichen Transmission einer versteckten Botschaft begründet, andererseits ist sie ästhetisch, dadurch daß diese Witze „so gut gemacht“ sind: ein Lusterlebnis an der gelungenen intellektuellen Leistung, der vollzogenen Sublimierung. Primär entsteht das Lusterlebnis durch den Durchbruch der latenten Inhalte; im vorliegenden Fall einer vom ÜBER-ICH der Menschen einer Industriegesellschaft vehement verdrängten pessimistischen Gestimmtheit, die aus der Inversion von Werteskalen herrührt.¹⁵ Was einst verdrängt war, ist nun vielfach zum Ich-

Ideal geworden, das unter starkem sozialen Druck durch die *peer group* in jungen Menschen errichtet wird. *Plug and play!* sind die neuen ÜBER-ICH-Inhalte mit allen Symbolismen, die daran hängen. Und die autoritäre, verdrängende Instanz ist zu einem neuen ES-Inhalt geworden, der im Untergrund eine Sehnsucht nach totalitärer Macht unterhält. Der Witz vermittelt die Botschaft, daß einer Industrie- und Konsumgesellschaft mit den Massenmedien als ihrem offiziellen ideologischen Ausdrucksmittel eigentlich *keine moralische Autorität* zusteht; denn in letzter Instanz sei das Handeln des Menschen von biogenetischen Kräften und Programmen bestimmt, denen er ausgeliefert ist.

Durch formale Techniken, die auch aus anderen Gattungen der Oralliteratur bekannt sind, bringt unser Witz-Beispiel verschiedenste individuelle Rebellionsversuche gegen die Werte-Hierarchie der gegenwärtigen Gesellschaft auf einen gemeinsamen Nenner, ungeachtet spezifischer persönlicher ES-Inhalte. Deshalb lachen wir alle. Es bringt subjektiv empfundene, aber gesellschaftlich nicht hoch im Kurs stehende, allgemeine Wahrheiten ins Spiel, die auf verschiedenes, konkretes Material zutreffen können. Dies geschieht natürlich auch in hohem Maße bei politischen Witzen.

Im Kulturvergleich ist schon lange beobachtet worden, daß in manchen Gesellschaften der Witz als orale Literatur eine große Rolle spielt, in anderen weniger. Dies trifft ebenso auf bestimmte Epochen zu. Große Witz-Sammlungen existieren zum Beispiel aus Epochen politischer oder ideologischer Unterdrückung, wie etwa die vielen Witz-Sammlungen aus dem ehemals kommunistischen Osteuropa zeugen.

Man könnte versucht sein, zu postulieren, daß in Gesellschaften, in denen die uns aus Europa bekannten Werte der Parteien-Demokratie, des „Lebens miteinander“, der Gruppe als sakrosankte Formation, der altersgleichen Sexualität etc. einen Teil des individuellen ÜBER-ICH bilden, auch der Witz besondere Funktionen hat. Afrika ist vergleichsweise sehr arm an dieser Form von Oralliteratur. Wenig ist noch untersucht worden, warum dies so ist. Auffallend war für mich jedoch bei meinen kulturvergleichenden Forschungen, daß etwa in Tanzania unter dem *ujamaa*-Regime („African socialism“) der 1970er Jahre der politi-

¹⁵ vgl. auch Slavoj Žižek: *Das Unbehagen in der permissiven Gesellschaft*, in: *Der Standard, Album Spezial: Freud und*

die Psychoanalyse, Samstag 16. Oktober 1999, S. 5 f.

sche Witz in Städten wie Dar es Salaam florierte. Wo aber Ideologie-Armut bei der breiten Bevölkerung herrscht und die Leute dazu neigen, schon auf Grund ihres Enkulturationsprozesses in Familie und kleine Gemeinschaften solchen Ideologien mit Universalitätsanspruch keinen Glauben zu schenken, steht das Witze-Erzählen offenbar im Hintergrund oder ist gänzlich unbekannt. Das heißt natürlich nicht, daß die Leute dort nicht lachen. Paul Parin, der eminente Schweizer Psychoanalytiker¹⁶ und Sigmund-Freud-Preisträger 1999 schrieb mir¹⁷ in Retrospektive zu seinen Forschungen bei den Dogon in Westafrika¹⁸: „Mein Eindruck ist, daß die witzige Form, die Sigmund Freud erforscht hat, kulturspezifisch ist. Worüber die Dogon lachen, haben wir erst ver-

standen, als wir sie sehr gut kennen gelernt hatten. Man mußte ihr alltägliches Wissen und die stereotypen Meinungen (auch Urteile und Vorurteile) sehr gut kennen, um zu verstehen, wieso ein einziges Wort, z. B. der Spitzname eines jungen Mannes so allgemeine Heiterkeit auslöst.“

Feststeht, daß es sich beim Witz um eine besondere literarische Form handelt. Sie ist nicht die einzige Oralliteratur-Form, die Lachen auslöst, und wenn, dann eben spezifisch unter den Angehörigen der betreffenden Kultur. Daß es ohne entsprechende ÜBER-ICH-Inhalte keinen Witz geben kann, ist vom Standpunkt der psychoanalytischen Theorie einleuchtend.

Univ.-Prof. Dr. Gerhard KUBIK

Kulturanthropologe, Ethnomusikologe und Psychoanalytiker. Lehrtätigkeit an den Universitäten Wien und Mainz. Gastvorlesungen und -professuren an zahlreichen europäischen, amerikanischen und afrikanischen Universitäten. Feldforschungen zu Kulturkontakt und anderen kulturanthropologischen Themen in zahlreichen Ländern der Erde. Ca. 180 Publikationen in Zeitschriften, Beiträge in Enzyklopädien und ein Dutzend Bücher. 1995 Wahl zur Honorary Fellowship of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, London.

¹⁶ vgl. Paul Parin: *Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopsychanalytische Studien*, Hamburg 1992.

¹⁷ Brief vom 10. August 1999.

¹⁸ vgl. Paul Parin/Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-

Matthëy: *Die Weißen denken zu viel. Psychoanalytische Untersuchung bei den Dogon in Westafrika*, Frankfurt am Main 1963.

Konstruktionen „des Fremden“

Zwei Ansätze zur Untersuchung eines diffusen Phänomens

Peter H. Karall

„Interkulturelle Kommunikation“ und „Multikulturalität“ sind ähnlich wie „Globalisierung“ und „Internationalisierung“ gängige Schlagworte, die in der täglichen Medienberichterstattung und in wissenschaftlichen Diskursen einen festen Platz errungen haben. In ihrem Gebrauch allerdings weisen diese Termini bereits starke inflationäre Tendenzen auf, wobei diesen Begriffen gegenwärtig zumeist gemeinsam ist, daß sie in irgendeiner Form ein diffuses Bild vom Umgang mit „etwas Fremdem“ zeichnen, das sich auch schlicht in Form einer unbekannten fremden Zukunft präsentieren kann und sich mit einer Vielzahl von Ängsten oder Wünschen vermischt.

Dabei ist es aber besonders im kommunikations- und medienwissenschaftlichen Bereich wichtig, sich vor Augen zu führen, daß das Phänomen des „Fremden“ an sich keine klare Begrifflichkeit darstellt, sondern eine Menge verschiedenster Implikationen beinhaltet, daß es immer auch ein Konstrukt ist, das von einem meist nicht expliziten theoretischen oder weltanschaulichen, also auch ideologischen Hintergrund gestützt wird. Dieser Umstand wird nicht nur bei der Analyse von Film- und Fernsehinhalten bedeutend, er manifestiert sich gerade im Alltagsdiskurs bei den KommunikationsteilnehmerInnen und RezipientenInnen meist unbewußt.

Schon die historischen Wurzeln des Begriffes „fremd“, lassen seinen schillernden und widersprüchlichen Charakter erkennen.

Verfolgt man das Wort „fremd“ zu seinen Wurzeln zurück, so gelangt man zum mittelhochdeutschen „vrem[e]de“ und weiter zum althochdeutschen „fremidi“, die ursprünglich „entfernt“ bedeuteten. Das gemeinermanische Adverb „fram“ (noch im englischen „from“ zu finden) bedeutete „vorwärts, weiter, von – weg“.

Den Ausgangspunkt dieser Begriffe bildet der Wortsinn von „fort seiend, entfernt, fern“, der sich aber dann in „unbekannt und unvertraut“ zu wandeln beginnt. Interessant ist hierbei, daß

„der/die Fremde“, abgeleitet vom mittelhochdeutschen „vremde“ noch in neuerer Zeit oft mit „Gast“ gleichgesetzt wurde. Parallel dazu entsteht aber langsam die negative Bedeutung „des Fremden“ als Distanzbegriff, die abgeleitet vom mittelhochdeutschen „vrem[e]de“ den Inhalt von Entfernung, Trennung, Feindschaft trägt. Weitere Ausformungen sind hier letztlich: Fremdling, vom mittelhochdeutschen „vremdelinc“, befremden, verfremden etc. bis hin zu Wortkombinationen wie „dem Fremdkörper“ etc, als dem eben nicht Eigenen, nicht Greifbaren usw.¹

Schon in der Entstehungsgeschichte des Wortes „fremd“ liegt demnach ein zwiespältiger und heterogener Charakter begründet, der vom „Fremden“ als etwas Faszinierendem und Verlockendem bis hin zu etwas Unheimlichem und „Befremdlichem“ reicht.

Daß dieses „Phänomen der Fremdheit“, wie sehr häufig angenommen, keineswegs eindeutig mit einem Fremden in Form des (kulturell) Anderen verbunden ist, belegen Arbeiten von Wissenschaftlern der verschiedensten Disziplinen.

Der Phänomenologe Bernhard Waldenfels weist beispielsweise auf oftmals beunruhigende Aspekte von Fremdheit hin, die sich um das eigene Selbst und die eigene Körperlichkeit kristallisieren. So schreibt er 1999 im dritten Band seiner „Studien zur Phänomenologie des Fremden“: „Die relative Fraglosigkeit des Leibes wandelt sich in Fraglichkeit, sobald der Mensch bei sich selbst, in seinem eigenen Denken, Wollen und Streben Halt sucht, ohne sich auf eine vorgegebene Ordnung zu verlassen. Die Suche nach dem verlorenen Grund, die uns im Cogito von Descartes mit der Frische einer Entdeckung begegnet und die in literarischen Figuren wie Valéry's „Monsieur Teste“ oder Z. Herberts „Pan Cogito“ ihren verspäteten Widerhall findet, ist nicht zu denken ohne den eigentümlichen Unruheherd des eigenen Leibes, der uns zugleich fremd ist, des natürlichen Leibes, der zugleich zwischen Natur und

¹ vgl.: Duden Bd. 7: Das Herkunftswörterbuch, Mannheim 1989, S. 204 f.

Kultur balanciert, des lebendigen Leibes, der zugleich die Möglichkeit von Erstarrung und Tod in sich trägt.“²

Viel früher schon wird das Individuum mit sich selbst als „Fremdem“ in der Psychoanalyse konfrontiert. 1917 bezeichnete Sigmund Freud seine Entdeckungen des Unbewußten im Seelenleben nach den Erkenntnissen von Kopernikus und Darwin als „dritte und empfindlichste Kränkung“ für den Menschen.

*Zwei große Kränkungen ihrer naiven Eigenliebe hat die Menschheit im Laufe der Zeiten von der Wissenschaft erdulden müssen. Die erste, als sie erfuhr, daß unsere Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls ist, sondern ein winziges Teilchen eines in seiner Größe kaum vorstellbaren Weltsystems. [...] Die zweite dann, als die biologische Forschung das angebliche Schöpfungsvorrecht des Menschen zunichte machte, ihn auf die Abstammung aus dem Tierreich und die Unverteilbarkeit seiner animalischen Natur verwies. [...] Die dritte und empfindlichste Kränkung aber soll die menschliche Größensucht durch die heutige psychologische Forschung erfahren, welche dem Ich nachweisen will, daß es nicht einmal Herr ist im eigenen Hause, sondern auf kärgliche Nachrichten angewiesen bleibt von dem, was unbewußt in seinem Seelenleben vergeht.*³

Auch hier knüpft Bernhard Waldenfels an, wenn er schreibt: „Fremdheit, die durch die Art des Zugangs bestimmt ist [...], begegnet uns nicht nur in Anderen, sie beginnt im eigenen Haus als Fremdheit meiner selbst oder als Fremdheit unserer selbst.“⁴

„Das Fremde“ in der Idee der „Entfremdung“ reicht bis Bonaventura (1221-1274) zurück. Für ihn realisiert sich das Bewußtsein der Gegenwart Gottes in der Entfremdung von der Sinnenwelt. Schon bei Augustinus (354-430) tritt das Phänomen der Fremdheit, jedoch noch ohne nähere Explikation, bei der Erkenntnis des eigenen menschlichen Geistes auf: „Dem menschlichen Geist kommt zunächst seine konkrete Wirklichkeit vermittelt eines ihm Anderen, geradezu

Fremden zu.“⁵ Nicht zu vergessen ist letztlich auch „Fremdheit“ im marxistischen Sinn. Wenn Karl Marx die erzwungene Hingabe des Menschen an Arbeit und Versklavung durch Produktionsverhältnisse attestiert, so ist bei ihm das Geld das dem Menschen „entfremdete“ Wesen seiner Arbeit und seines Daseins.⁶

Diese unterschiedlichsten Beispiele zu den verschiedenen Bedeutungen des Begriffsfeldes „fremd“, die eindrucksvoll belegen, daß die heute oftmals zuerst in den Sinn kommende Variante von Fremdheit in seiner kulturellen oder gesellschaftlichen Form nur ein kleiner Teil dieses Begriffskomplexes ist, könnten hier noch lange fortgesetzt werden.

Von großer Relevanz für die diversen rezenten analytischen Untersuchungen sind jedoch all jene Ansätze, die, wie der von Bernhard Waldenfels, den monolithischen Begriff der Fremdheit und seine Verwendung in sich aufsplittern, genauer betrachten und durch seine Dekonstruktion Motivationen und Hintergründe für die eine oder andere Bewertung oder unterschwellige Vorurteilsbildung sichtbar machen.

Im Folgenden möchte ich hierzu zwei Wissenschaftler vorstellen, die einen interessanten Beitrag zur Systematisierung und Analyse dieses Begriffskomplexes von „Fremdheit“ und seiner Relevanz im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Umgang mit „dem Anderen“ geleistet haben. Beide Ansätze können, obwohl sie sich in erster Linie mit dem „kulturell Fremden“ beschäftigen, auch als Modelle zur Untersuchung von Kristallisationen dieses Phänomens in anderen Bereichen dienen. Sie könnten somit auch einen innovativen Beitrag zur Analyse von Medieninhalten jeder Form darstellen und eine neue Sicht auf eine Thematik eröffnen, die fälschlicherweise viel zu oft Eindeutigkeit suggeriert und in der selbst bei einer kritischen Betrachtung die Schlüsselbegriffe in ihrer Autorität oft unangestastet bleiben.

Bei den beiden Autoren handelt es sich um Ortfried Schaffter, dessen „Modi des Fremderlebens“

² Bernhard Waldenfels: *Sinnesschwellen: Studien zur Phänomenologie des Fremden* 3, Frankfurt 1999, S. 16.

³ Sigmund Freud: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. In: Sigmund Freud: *Studienausgabe Bd. 1*, Frankfurt 2000, S. 283f.

⁴ Bernhard Waldenfels: *Topographie des Fremden: Studien*

zur Phänomenologie des Fremden 1, Frankfurt 1997, S. 27.

⁵ Johann Mader: *Aurelius Augustinus. Philosophie und Christentum*, St. Pölten/Wien 1991, S. 323.

⁶ vgl. z.B. Peter von Oertzen: *Karl Marx*. In: Walter Euchner (Hrsg.): *Klassiker des Sozialismus 1*, München 1991, S. 139-156.

stark von der Phänomenologie inspiriert sind, und den Ethnopsychoanalytiker Mario Erdheim, der, angeregt von Michel Foucault und H.P. Duerr, durch eine kritische Aufarbeitung der Geschichte der Psychiatrie und Ethnologie zur Einsicht gelangt, daß generell vier Tendenzen im wissenschaftlichen Umgang mit „dem Fremden“ festzustellen sind, denen er in seinen Abhandlungen nachgeht. Sowohl Schäffters Arbeit, die sich im besonderen an die Pädagogik wendet, als auch Erdheims psychoanalytische Abhandlungen können als Grundlage für die Betrachtung des „Umgangs mit Fremdheit“, aber auch der Konstruktionen von Fremdheit im Rahmen der verschiedensten gesellschaftlichen Bereiche dienen. Sie können daher m.E. auch einen Beitrag zur kritischen Hinterfragung wissenschaftlicher Repräsentationen „des Fremden“ und zur Analyse von journalistischen Inhalten bis hin zu den diversen Produkten der Unterhaltungsindustrie leisten.

Ortfried Schäffters „Modi des Fremderlebens“

Schäffter möchte in seiner Abhandlung „Fremdheit“ nicht auf den „exotischen“ Charakter des Gegenstandsbereiches zurückführen, sondern „auf das meist unbewußt bleibende Faktum, daß in befremdlichen Erlebnissen immer auch die besonderen Wahrnehmungsstrukturen und Deutungsmuster einer Person, einer sozialen Gruppe, einer Kultur oder historischen Epoche zum Ausdruck gebracht werden“⁷.

An den Anfang seiner 1991 verfaßten Arbeit „Modi des Fremderlebens“ stellt er die gerade für jene Forschungsdisziplinen, die sich mit der „modernen Massenkommunikation“ auseinandersetzen, bedeutsame Feststellung von Helga Nowotny, daß wir es heute immer mehr mit einer „Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem“⁸ zu tun haben. Nowotny kommt in ihrem Buch „Eigenzeit“ zu dem Schluß, daß „die Ermöglichung

einer approximativen Gleichzeitigkeit mit Hilfe der modernen Elektronik [...] keineswegs zu einer sozialen Gleichzeitigkeit geführt“ hat.⁹

Schäffter konstatiert weiter, „daß sich [aber] unser Globus in seinen Kontinenten, Regionen und Lebensbereichen zu einem immer engeren Netz gegenseitiger Abhängigkeit verknüpft“¹⁰, wodurch auch ferne Lebenszusammenhänge in ein immer dichter gefügtes Mosaik gepreßt werden. Er meint, daß eben dadurch, daß unsere Lebensbereiche immer weniger in ein „Innen“ und „Außen“ getrennt sind und sich daher immer mehr Überschneidungsflächen herausbilden, erfahrbar wird, daß „Fremdheit ein Beziehungsverhältnis“¹¹ darstellt, das sich durch Nähe intensiviert. „Erst so können die zunächst latent zugrundeliegenden Unterschiedlichkeiten eine soziale Bedeutung erlangen und sich zu persönlichen, gruppenbezogenen, politischen, ökonomischen oder kulturellen Reibungsflächen aufbauen.“¹² Um nun in einem solchen Beziehungsgeflecht „Wege zu einem globalen Denken“ und einer globalen, inter- oder „transkulturellen Kommunikation“¹³ zu entdecken, ist es zuerst notwendig, sich dieses Beziehungsverhältnis bzw. „das Fremderleben“ näher anzusehen.

Ein wichtiger Aspekt der „Fremdheit“ ist, daß sie kein objektiver Tatbestand, sondern eine die eigene Identität herausfordernde Erfahrung ist.¹⁴ „Die Herausforderung resultiert zuvörderst aus einer *Fraglichkeit* der Grenze, die recht eigentlich unsere menschliche Situation ausmacht.“¹⁵ Wichtig hinsichtlich eines Beziehungsverhältnisses ist es dabei, die „eigene Position und Sichtweise als *eine* Möglichkeit u.a. zu erkennen und dabei zu sehen, daß das, *was* ich und *wie* ich es als fremd erlebe, sehr wesentlich von [der] eigenen Geschichte abhängt.“¹⁶ Daraus ergibt sich auch, „daß das Wissen über die Welt unaufhebbar an lokale und spezifische soziale Konstitutionsprozesse gebunden bleibt.“¹⁷ „Bei der Begegnung zwischen differenten Sinnwelten stoßen daher immer auch unterschiedliche Konzepte und

⁷ Ortfried Schäffter (Hrsg.): *Das Fremde*, Opladen 1991, S. 7.

⁸ Ortfried Schäffter: *Modi des Fremderlebens*, in: Ortfried Schäffter: *Das Fremde*, Opladen 1991, S. 12.

⁹ Helga Nowotny: *Eigenzeit*, Frankfurt 1990, S. 11.

¹⁰ Schäffter 1991, S. 11.

¹¹ ebd.

¹² ebd.

¹³ vgl. Karl R. Wernhart: *Von der Strukturgeschichte zum transkulturellen Forschungsansatz*. In: Karl R. Wernhart

Werner Zips (Hrsg.): *Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik*, Wien 1998, S. 52.

¹⁴ vgl. dazu auch die diversen Ausführungen von Seiten der Phänomenologie: Z.B. Bernhard Waldenfels: *Topographie des Fremden*, Frankfurt 1997.

¹⁵ Bernhard Waldenfels: *Der Stachel des Fremden*, Frankfurt 1991, S. 35.

¹⁶ Schäffter 1991, S. 12.

¹⁷ Wernhart 1998, S. 51.

Wahrnehmungstraditionen von dem aufeinander, was als fremdartig gilt.“¹⁸

Es ist wichtig, festzuhalten, daß es sich bei diesen Feststellungen m.E. keinesfalls um Formen eines „starrten Kulturrelativismus“ handelt, sondern hier lediglich oszillierende Grenzen von Fremdheit und Eigenheit¹⁹ und deren Reibungsflächen mitgedacht werden, die oftmals bei der Thematisierung von Kulturkontakten überschen bzw. in vielen Fällen auch überbewertet werden.

An diese Überlegungen anschließend arbeitet Schäffter nun seine „Modi des Fremderlebens“ aus, um zu klären, „mit welchen Auffassungen von gegenseitiger Fremdheit man in der realen Begegnungssituation überhaupt zu rechnen hat. [...] Bei Verständigungsversuchen über die Bedeutung möglichen „Nicht-Verstehens“ stellt es eine wichtige Klärung dar, wenn erkennbar wird, aus welchen Grenzsetzungen heraus eine kulturelle, nationale, soziale oder personale Identität ihre spezifische „Eigenheit“ ableitet und gegen Andersartiges kontrastiert.“²⁰ In Anlehnung an Bernhard Waldenfels bezeichnet er diese Formen des „Fremden“, wenn darin „Fremdheit eine Unterscheidungsfunktion“ annimmt, als:²¹

- Das Fremde als das Auswärtige, das Ausländische
(Das Fremde wird hier durch eine räumlich bestimmbare Trennungslinie „lokalisiert“)
- Das Fremde als Fremdartiges
(als Unghöriges oder Unpassendes im Kontrast zum „Eigenartigen und Normalen“)
- Das Fremde als das noch Unbekannte
(als Möglichkeit des sich gegenseitig Vertrautmachens von Erfahrungsbereichen, die prinzipiell erreichbar sind)
- Das Fremde als das letztlich Unerkennbare
(als das für den Sinnbezirk transzendente Außen, bei dem Möglichkeiten des Kennenlernens prinzipiell ausgeschlossen sind)
- Das Fremde als das Unheimliche
(als Gegensatz zur Geborgenheit des Vertrau-

ten, wobei die Grenze zwischen Innen und Außen verschwimmt, wenn das „Heimische“ selbst unheimlich wird)

Durch diese Analyse des „Fremden“ in seiner „Unterscheidungs- und Feststellungsfunktion“ gelangt Schäffter zur letztendlich primären Frage nach „Fremdheit in ihrer Funktion für Ordnungskonzepte“. Er schreibt hierzu:

*Modalitäten des Fremderlebens lassen sich nicht nur in ihren inhaltlichen Einfärbungen charakterisieren, sondern auch in bezug auf ihre Strukturbedingungen daraufhin untersuchen, aus welchem [sic] Ordnungsschemata die ihr zugrundeliegende Unterscheidung hervorgeht. [...] Zu beachten ist bei allen Ordnungsschemata, daß es um gesellschaftliche Wirklichkeitsdefinitionen und damit um Fragen von Macht und Kontrolle geht.*²²

„Fremdheit“ ist kein objektiver Tatbestand, sondern eine die eigene Identität herausfordernde Erfahrung

Auch hier sind wieder Parallelen zu den phänomenologischen Untersuchungen Waldenfels' zur Frage nach „Ordnung und Fremdheit“ zu erkennen.²³

Zusätzlich zeigen sich aber hinsichtlich der Thematisierung von Macht auch interessante Berührungspunkte zu den Arbeiten Michel Foucaults, der hinsichtlich der Frage nach der Bedeutung des Subjekts in seinen Arbeiten beispielsweise Folgendes schreibt:

*Nicht die Macht, sondern das Subjekt ist deshalb das allgemeine Thema meiner Forschung. Aber die Analyse der Macht ist selbstverständlich unumgänglich. Denn wenn das menschliche Subjekt innerhalb von Produktions- und Sinnverhältnissen steht, dann steht es zugleich auch in sehr komplexen Machtverhältnissen.*²⁴

Im Zusammenhang mit der Frage nach Machtverhältnissen bekommt die Behandlung von „Fremdheit als Ordnungskonzept“ eine zusätzliche Brisanz, da hierdurch die politische „Wirk-

¹⁸ Schäffter 1991, S. 12.

¹⁹ Vgl. Wernhart 1998, S. 51.

²⁰ Schäffter 1991, S. 13.

²¹ ebd. S. 14.

²² ebd.

²³ vgl. z.B. Bernhard Waldenfels: *Ordnung im Zwielicht*,

Frankfurt 1987.

²⁴ Michel Foucault: *Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts*. In: Hubert L. Dreyfus/ Paul Rabinow: *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*, Weinheim 1994, S. 243.

samkeit und Funktion des Fremden“ am greifbarsten wird.²⁵

Schäffter schlägt in seiner Arbeit vor, mögliche „Deutungsmuster von Fremdheit“ hinsichtlich ihrer Ordnungsfunktion in folgende vier Kategorien zu unterscheiden:²⁶

1) Fremdheit als Resonanzboden des Eigenen

Das grundlegende Ziel des Umgangs mit dem „Fremden“ ist es hier, ein Hintergrundbild für die eigene Kultur und Gesellschaft zu schaffen. Das „Eigene“ zeigt sich vor diesem Hintergrund als das von einem „Urgrund Abgehobene“. Das Verhältnis zwischen dem „Eigenen“ und dem „Fremden“ ist durch Spannung auf der Grundlage ursprünglicher Gemeinsamkeit geprägt. Die Grenzlinie zwischen „Eigenheit und Fremdheit“ ist daher nicht durch einen prinzipiellen Bruch sondern durch spannungsreiche Verbundenheit gekennzeichnet. Das „Eigene“ ist hier eben erst durch ein Heraustreten aus einer ursprünglichen Ganzheit hervorgegangen, die jetzt als Außenseite und Hintergrund verfremdet wird und dadurch eine Kontrastfläche für die eigene Identität bildet. Als Pole dieses Denkens wären hier beispielsweise „Geist und Körper“, „Innen und Außen“ und „Zivilisation und Wildnis“ zu nennen.

Innerhalb dieses Rahmens steht auch die Sehnsucht nach dem „Exotischen“. Diese besonders innerhalb der europäischen Tradition verwurzelte Suche nach dem irdischen Paradies ist letztlich von dem Wunsch nach dieser verlorenen „Ganzheitlichkeit“ durchdrungen. Schäffter meint, daß dieses Deutungsmuster im Umgang mit Fremdheit auf der Prämisse einer grundsätzlichen Verstehbarkeit aller menschlichen Ausdrucksformen beruht, woraus sich letztlich auch die Möglichkeit einer „interkulturellen Hermeneutik“ ableiten läßt.

Indem man sich auf ‚existentielle transkulturelle Erfahrungen‘ stützt, wird die Fremdheit der anderen Kultur oder Persönlichkeit auf der gemeinsamen Grundlage eines allgemein

Menschlichen erfahrbar, so wie grundsätzlich jedes hermeneutische Vorgehen ein gemeinsames ‚Vorverständnis‘ als Grundlage von Fremdverstehen vorauszusetzen hat.²⁷

2) Fremdheit als Gegenbild

Innerhalb dieser Ordnungsstruktur ist das „Fremde“ von vornherein negativ besetzt und dient der Abgrenzung. Das „Fremde“ gilt hier als das „Abartige“ und „Anomale“ und erhält somit den Charakter einer Negation der „Eigenheit“ im Sinne einer gegenseitigen Unvereinbarkeit. Es wird letztlich auch als „Gefährliches“ betrachtet, da es die eigene Ordnung in Frage stellt und bedroht. „Jenseits dieser Grenze jedoch erfüllt es die Funktion eines signifikanten Kontrastes, der als Gegenbild gerade die Identität des Eigenen verstärken kann.“²⁸ Hinsichtlich einer Innen-Außen-Relation kommt es zu einer Überbetonung des „Inneren“, das sich dabei in seiner Einheit durch „Reinheit“, „Unvermischtheit“, „Gesundheit“ zu perfektionieren sucht. Die Angst vor „Überfremdung“ ist ebenfalls ein Ausdruck dieses Versuches der ständigen Perfektionierung und Betonung des „Inneren“. Das „Äußere“ oder „Fremde“ ist das negative Spiegelbild des „Inneren“ oder „Eigenen“. Aus dieser Sichtweise ergibt sich auch die schroffe Dualität von abgegrenzten Gegensatzpaaren wie: „Mensch *oder* Tier“, „Rationalität *oder* Unvernunft“, „Körperlichkeit *oder* Geist“. Diese Wesenheiten sind als jeweilige Widerparts strikt voneinander getrennt und daher nicht mehr vereinbar. Das Fremde als das „Erleben des negativen Gegenstücks“ wird konflikthaft und stellt eine latente Bedrohung der eigenen Integrität dar.

Ist bei „Fremdheit als Resonanzboden“ noch ein Verstehen durch empathisches Einfühlen möglich, bleibt der Zugang hier versagt. Genozid und Ethnozid sind hier ebenso verwurzelt, wie ein „Kampf der Geschlechter“.²⁹

In dieser Ausformung von „Fremdheit als Gegenbild“ kann das Fremde aber auch die Funktion des Verführerischen annehmen, in dem sich Wünsche und Träume manifestieren, die in der

²⁵ Anm: Ein eigenes Forschungsfeld in diesem Rahmen ist die Untersuchung von Stereotypen und Metaphern, auf die in dieser Arbeit nur cursorisch eingegangen werden kann. Vgl. hierzu beispielsweise: Francesca Rigotti: *Die Macht und ihre Metaphern. Über die sprachlichen Bilder der Politik*, Frankfurt 1994. Oder Johanna Hofbauer/Gerald Prabutz/Josef Wallmannsberger (Hrsg.): *Bilder – Symbole –*

Metaphern. Visualisierung und Informierung in der Moderne, Wien 1995.

²⁶ Schäffter 1991, S. 16-28.

²⁷ Schäffter 1991, S. 18.

²⁸ Schäffter 1991, S. 19.

²⁹ Schäffter 1991, S. 20.

eigenen Gesellschaft unzulässig sind. Auch Fremdheit in der Gestalt der Utopie entstammt diesem Differenzdenken, wenn das Fremde zum positiven Gegensatz eines negativ erlebten Eigenen wird. Gegenüber dem Resonanzbild entspringt die Suche nach dem Exotischen hier aber nicht aus einer verlorengegangenen Einheit, sondern aus dem Gegensatz zum kritisierten Eigenen. Die Vorstellung vom „edlen Wilden“ und einem unverdorbenen Paradies fallen in dieses Denken. Eine echte Auseinandersetzung mit dem Fremden ist aber auch hier nicht gegeben, da das Fremde nicht in seiner Eigenheit wahrgenommen wird, sondern lediglich als gewünschtes Gegenstück zum Eigenen.

3) Fremdheit als Ergänzung

Wenn sich durch die Komplexität des eigenen Sinnsystems eine duale Ordnung immer schwerer aufrechterhalten läßt, da bereits die eigene interne Differenzierung und damit auch das Spektrum interner Fremdartigkeit ersichtlich wird, kann sich das bestimmende Innen-Außen-Verhältnis in ein Zusammenspiel von Aneignung des Fremden mit strukturaler Selbstveränderung wandeln. „In dem nun zu klärenden Deutungsmuster geht es somit nicht mehr um einen prinzipiellen Gegensatz, sondern um temporale Probleme einer gegenseitigen Anschlußfähigkeit von Entwicklungen.“³⁰

Die Identität einer solchen Ordnung läßt sich daher als ein selbstregulierter Wachstumsprozeß bzw. Entwicklungsverlauf verstehen, der durch einen Wechsel von „Assimilation und Akkommodation“ (Piaget) vorangetrieben wird.“³¹

Auch in diesem Fall wird das Fremde nicht in seiner Eigenheit belassen, sondern in Funktion eines externen Spielraums, der entwicklungsfördernde Impulse und strukturelle Lernanlässe, in das dynamische Ordnungsschema übernommen, erschließen hilft. Die räumliche Fremde kann sich in diesem Fall beispielsweise zum Lernumfeld für Handwerksgesellen entwickeln, bzw. der fremde Lehrer zum gefragten Experten von neuem Wissen. Das Fremderleben kann sich in weiterer Folge allerdings auf die Funktion der reinen Informationsbeschaffung reduzieren, wo-

durch sich durch das Problem der Aufnahmekapazität des eigenen Systems Fremdheit wieder in Bedrohung verwandeln kann. Zusätzlich werden expandierende Systeme mit dem Grundproblem konfrontiert, daß niemals vorher entschieden werden kann, ob Selbstveränderung eine „Bereicherung“ darstellen oder zu einer systemsprengenden Überforderung führen wird.³²

Schäffters Ausführungen, die hier offenbar stark von Niklas Luhmann³³ beeinflusst sind, möchte ich dahingehend ergänzen, daß hier m.E. auch ein „Prozeß der Normalisierung“ mitgedacht werden muß, wodurch versucht wird, dem Fremden in seiner Funktion als eventuell notwendige Informationsquelle weitgehend seine Bedrohlichkeit zu nehmen, oder wie Bernhard Waldenfels schreibt: „Es gibt eine besondere Weise, mit dem Fremden fertig zu werden, die sich Normalisierung nennt. Was sich dem normalen Gang der Dinge einordnet, verliert den Charakter des Außer-gewöhnlichen.“³⁴

4) Fremdheit als Komplementarität

Diese letzte Form des Fremderlebens unterscheidet sich von den vorangegangenen dadurch, daß sie das „Andere“, weil es auch zur Konstitution der eigenen Identität benötigt wird, nicht in irgendeiner Weise von vornherein vereinnahmt, sondern Möglichkeiten zu einer partnerschaftlich-dialogischen Auseinandersetzung eröffnet. Bezeichnend für die bisher beschriebenen Formen war die Fixierung auf einen internen Standpunkt, wogegen sich hier eine verschiedene Einzelperspektiven übergreifende Ordnungsstruktur abzeichnet, „in der ‚Inneres und Äußeres‘ nicht als separate Bereiche behandelt, wohl aber als Momente eines Strukturierungsprozesses verstanden werden, in dem sich Eigenes und Fremdes wechselseitig relativieren und bestimmen“.³⁵ Erst durch diese letztgenannte Auffassung wird nach Schäffter das für unsere heutige Welt typische Bild eines „polykontextualen Universums“, also einer Realität mit einer Unzahl autonomer Einzelzentren, sichtbar, wobei es kein unbestreitbares Fundament und keinen übergeordneten Bezugspunkt, wie es das Projekt der Moderne noch fordert, für eine letztgültige Entscheidung zugunsten einer bestimmten Sichtwei-

³⁰ ebd. S. 22.

³¹ ebd.

³² vgl. ebd. S. 24.

³³ vgl. Niklas Luhmann: *Soziale Systeme*, Frankfurt 1985,

S. 488-646.

³⁴ Bernhard Waldenfels: *Grenzen der Normalisierung*, Frankfurt 1998, S. 9.

³⁵ Schäffter 1991, S. 25.

se innerhalb dieser Vielzahl von unterschiedlichen Perspektiven und möglichen Interpretationen der Welt, die hierbei aufeinandertreffen, mehr gibt.³⁶ „Ordnungsstrukturen einer so gedeuteten Welt sind daher nicht mehr ambivalent, sondern polyvalent.“³⁷ Die Ordnung lebt von einem ständigen Oszillieren zwischen den Positionen der Fremdheit und der Eigenheit in einem partnerschaftlichen Dialog.³⁸ Diese dynamische Struktur wird von Schäffter als „komplementäre Ordnung wechselseitiger Fremdheit“³⁹ bezeichnet. Dabei erlebte Schwellenerfahrungen werden hierbei als Zwang zur Anerkennung einer gegenseitigen Differenz und Fremdheit aufgefaßt. Die Funktion von Fremdheit selbst kann dabei als Offenhalten interner Perspektiven verstanden werden, wodurch auch ein gesellschaftlich verankertes binäres Denken eines „Entweder-Oder“ verweigert wird. Ein wichtiger Aspekt dieses Ordnungsdenkens ist es, sich der Verwurzelung in der eigenen Kultur bewußt zu werden und daher die Abhängigkeit von gesellschaftlichen Normen auch im eigenen Denken, Empfinden und Handeln zu erkennen.⁴⁰

Die Funktion von Fremdheit kann als Offenhalten interner Perspektiven verstanden werden

Mario Erdheim und die 4 Tendenzen im Umgang mit dem Fremden

Eine andere interessante Sichtweise auf den Umgang mit „dem Fremden“, das sich hierbei primär als „das Irrationale“ darstellt, und auf „Bilder und Vorstellungen vom Fremden“ stammt von dem Ethnologen und Psychoanalytiker Mario Erdheim. In seinen Untersuchungen zeigt Erdheim einen starken Bezug zu den Arbei-

ten von Georges Devereux⁴¹, Paul Parin und Fritz Morgenthaler⁴², die er auch in der Analyse historischer und soziokultureller Prozesse zur Anwendung bringt.⁴³ Er selbst schreibt hinsichtlich der Vorgehensweise der Ethnopschoanalyse, daß sie versucht, eine „psychogenetische“ mit einer „soziogenetischen Sichtweise“ zu verknüpfen.⁴⁴

Der psychoanalytischen Intention entsprechend versteht er auch xenophobische oder exotische Bilder des Fremden als „Bewußtseinsphänomene“, wobei er versucht, deren unbewußte Dimensionen aufzudecken, „und zwar sowohl die, die mit dem Individuum und seiner Geschichte, als auch die, die mit der Kultur und ihrer Geschichte zusammenhängt“.⁴⁵

Ausgehend von Sigmund Freuds Entwurf der Psychoanalyse als „scienza nuova“ kritisiert Erdheim die „das-Subjekt-ausklammernden“ Wissenschaften. „Indem sie das Subjekt –

und zwar sowohl als Erkenntnisgegenstand wie auch als Forscher – ausklammern, beteiligen sich die Wissenschaften selbst an der Produktion von Unbewußtheit und sondern die Irrationalität“⁴⁶ aus, welche die gesellschaftlichen Probleme als unlösbar erscheinen läßt.⁴⁷

Er geht nun bei seiner weiteren Analyse von der These aus, daß Irrationalität das Produkt rivalisierender Erklärungsansätze ist. Angeregt von Michel Foucaults These, daß das, was in einer Zeit als institutionalisierte Wissenschaft gilt, mit der herrschenden Klasse eng verknüpft ist⁴⁸, gelangt Erdheim zur Ansicht, daß zu jeder Zeit mindestens vier verschiedene Arten von wissenschaftlicher Realitätsbewältigung nebeneinander existieren können, daß aber in der Regel nur eine von ihnen offiziell als Wissenschaft anerkannt wird.

Diese vier Möglichkeiten werden von ihm in der Folge als „entfremdende“, „verwertende“, „idealisie-

³⁶ vgl. dazu auch die Arbeiten verschiedener postmoderner Philosophen. Z.B. Jean-Francois Lyotard: *Le Différend*, Paris 1983 oder ders.: *La Condition Postmoderne. Rapport sur le Savoir*, Paris 1979.

³⁷ Schäffter 1991, S. 25

³⁸ Vgl. Wernhart 1998, S. 51.

³⁹ Schäffter 1991, S. 25.

⁴⁰ vgl. ebd. S. 28.

⁴¹ vgl. Georges Devereux: *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*, Frankfurt 1992.

⁴² vgl. z.B. Paul Parin, Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthey: *Fürchte deinen Nächsten wie dich selbst. Psychoanalyse und Gesellschaft am Modell der Agni in Westafrika*, Frankfurt 1971.

⁴³ Adler Matthias: *Ethnopschoanalyse*, Stuttgart 1993, S. 143.

⁴⁴ Erdheim 1991, S. 258.

⁴⁵ ebd. S. 258.

⁴⁶ zum Verhältnis von Philosophie, Wissenschaft und Irrationalität aus dem Blickwinkel eines „europäischen Sonderwegs der Rationalität“ vgl. auch: Johann Mader: *Von Parmenides zu Hegel*, Wien 1992; ders.: *Von der Romantik zur Post-Moderne*, Wien 1992. und ders.: *Philosophie in der Revolte*, Wien 1993.

⁴⁷ Erdheim 1991, S. 9.

⁴⁸ vgl. hierzu auch Michel Foucault: *Wahnsinn und Gesellschaft*, Frankfurt 1989.

rende“ und „*verstehende Tendenz*“ bezeichnet, wobei das „Irrationale“ in jeder dieser Tendenzen eine andere Gestalt annimmt.⁴⁹

Gerade weil es ihm bei dieser Analyse im besonderen um die „Produktion von Unbewußtheit“ geht, lohnt es sich, diese Thesen im Hinblick auf den wissenschaftlichen und den allgemeinen Umgang mit „dem Fremden“ oder auch „Irrationalen“ näher zu betrachten.

1) Die „entfremdende Tendenz“

In der „entfremdenden Tendenz“ beschreibt Erdheim jene Sichtweise, die Angehörige fremder Kulturen ihrer Menschlichkeit so entfremdet, daß sie in ihren Handlungen und Äußerungen wie unverständliche, irrationale Wesen erscheinen. Zu dieser Form der Entfremdung kommt es dabei primär dort, wo eine Gruppe eine andere durch rohe Gewalt beherrscht. Da der hierbei stattfindende Diskurs der Herrschenden über die Beherrschten lediglich der Legitimation dieser Gewalt dient, findet keine adäquate Beschreibung der letzteren statt.

Statt dessen entsteht eine Phantasmagorie [...], deren Grundstock aus Projektionen von Eigenschaften der Herrschenden selber oder aus jenen Elementen besteht, die eine Gruppe auf ihrem Weg zur Herrschaft abbauen und abwehren mußte. Daher erscheinen die ‚anderen‘ als disziplin-, hemmungslos, dumm, aber fröhlich, heimtückisch und abergläubisch, das heißt als Verkörperung der Eigenschaften, die Herrschaft erschweren oder verunmöglichen.⁵⁰

Dieses grundsätzliche Entfremden bedeutet allerdings auf eine wissenschaftliche Ebene umgelegt nicht, daß es unmöglich wäre, bis zu einem gewissen Grad Aussagen über die „Realität“ der Betroffenen zu machen. Dabei muß jedoch der Beobachter oder Forscher gewisse Abwehrmechanismen entwickeln, um sich bei seiner Tätigkeit durch diese „Grausamkeiten“ nicht stören zu lassen.

Als historisches Beispiel führt Erdheim hierzu die Amerikareisen von Fernández de Oviedo an, der

sich selbst als Historiker gesehen hatte, dessen Aufgabe es sei, „das zu erzählen, was sich in Wirklichkeit zugetragen hat“.⁵¹ Er identifizierte sich dabei völlig mit seiner Rolle als Chronist von Karl V. Aus dieser Perspektive heraus entstand auch sein „Indianerbild“, in dem er die indigene Bevölkerung Amerikas aufgrund ihrer vermeintlichen physischen und psychischen Konstitution für unfähig erklärte, das Christentum zu verstehen und zu leben. Seine Argumentationsstrategie, um dieses Bild zu konstituieren, bestand darin, diesen Menschen tierische Züge zu geben, was laut Erdheim eine Vorgangsweise im Umgang mit Angehörigen anderer Kulturen darstellte, die bis in die Antike zurückreicht. „Deutlich geht aus diesen Beschreibungen das Ordnungsschema ‚Barbarentum und Zivilisation‘ hervor, wobei ‚Zivilisation‘ Herrschaft über die Natur impliziert, die als chaotisch und gefährlich aufgefaßt wird.“⁵²

„Oviedo hebt in seinen Beschreibungen der indianischen Kulturen immer jene Momente hervor, deren Abschaffung den Spaniern das Recht geben sollte, über sie zu herrschen. [...] Sein Objektivitätsanspruch zerbrach an seiner Identifikation mit der Herrschaft.“⁵³ Es war demnach eben diese Position, die die Projektionen bestimmte, die er auf diese Kulturen warf, um die eigene spanische Gesellschaft zu idealisieren.

2) Die „verwertende Tendenz“

Die „verwertende Tendenz“ ist nach Erdheim die zweite historisch belegbare Möglichkeit, mit dem „Irrationalen“ oder auch „Fremden“ umzugehen. Diese setzt sich seines Erachtens in dem Maß durch, wie die Beziehungen zwischen Herrschenden und Beherrschten einen höheren Grad ökonomischer Komplexität erreicht haben, die der Ausübung physischer Gewalt Grenzen setzt. Da die Herrschenden daher auf die Kooperation der Beherrschten angewiesen sind, sind hier zusätzliche Machtmechanismen nötig.⁵⁴

„Die Forderung nach der Austauschbarkeit des Forschers eliminierte mit dessen Subjektivität auch die der untersuchten Individuen. [...] Das

⁴⁹ vgl. Erdheim 1991, S. 18.

⁵⁰ ebd. S. 18 f.

⁵¹ ebd. S. 31.

⁵² ebd. S. 33 f.

⁵³ ebd. S. 34 f.

⁵⁴ vgl. hierzu auch die Arbeiten Max Webers zur Frage nach „Herrschaft und Autorität“ und den „drei reinen Typen legitimer Herrschaft“. Z.B.: Max Weber: *Soziologie – Universalgeschichtliche Analysen – Politik*. Stuttgart 1992, S. 151-166.

Irrationale erschien als das Subjektive, das nicht verwertet werden konnte.“⁵⁵

3) Die „idealisierende Tendenz“

Als dritten Komplex führt Erdheim die „idealisierende Tendenz“ an, in der das, was von den beiden vorher beschriebenen Tendenzen als irrational ausgeschlossen wurde, in den Mittelpunkt des Interesses rückt. Innerhalb dieser Tendenz besteht auch die immer wiederkehrende Gestalt des „edlen Wilden“.

Oft entwickelt sie sich in Widerspruch zur entfremdenden und verwertenden Tendenz; bei ersterer kritisiert sie die ihr immanente Gewalttätigkeit und bei letzterer die Nivellierung aller Seinsbereiche auf Mittel-Zweck-Relationen. Der ‚subjektive Faktor‘, der aus diesen beiden Tendenzen eliminiert worden war, steht bei der idealisierenden Tendenz im Zentrum und vermag deshalb Realitätsanteile einzubeziehen, welche von den anderen ausgeklammert werden müssen.“⁵⁶ Weil diese Form der Auseinandersetzung mit dem Irrationalen nur dadurch möglich ist, daß dieses gleichzeitig zum Inbegriff des Guten und Wahren erhoben wird, trug diese Tendenz entscheidend dazu bei, die Werte der europäischen Kultur mit ihren Auffassungen von Rationalität zu relativieren. Der Forschungsgegenstand hingegen wird dabei idealisiert. Irrational wird das, was nicht idealisiert werden kann. Da diese Idealisierung des Gegenstandes in der Regel aufgrund der Unzufriedenheit mit der eigenen Kultur geschieht, wird „das Fremde“ als das Bessere gesehen, womit „das Eigene“ einer Kritik unterzogen wird. Der entscheidende Punkt dabei ist das Wissen um die Unvermeidbarkeit der eigenen realen Lebenssituation. Unbewußt gemacht wird, was die Idealisierung des Gegenstandes erschweren oder gar verunmöglichen würde, und das heißt vor allem, daß der Gegenstand dem „Forscher“ nicht zu nahe kommen darf. In der Regel wird das dadurch erreicht, daß man die persönliche Kontaktaufnahme meidet und sich auf die „Objektivierung des Geistes“, vorwiegend auf Texte beschränkt, die man „hermeneutisch“ zu verstehen sucht.⁵⁷

Als historische Situation für diese Tendenz wird von Erdheim als Beispiel die Person Bartolomé de

Las Casas herangezogen, der als „Verteidiger der Indianer“ in die Geschichte einging. Las Casas, der sich durch die Erfahrung der Gewalttaten an der indigenen Bevölkerung Amerikas durch die Conquista entschieden gegen Fernández de Oviedo wandte, legte in seinen Schriften Zeugnis von der Menschlichkeit und Würde der indianischen Kulturen ab. Er versuchte dabei, jeden Vorwurf der spanischen Eroberer zu entkräften, selbst den der Menschenopfer.⁵⁸

Oviedos und Las Casas Differenzen repräsentieren den Ausdruck verschiedener politischer Strömungen in Spanien. Oviedo verstand sich in erster Linie als Chronist. Die Eroberung war der Leitfaden, an welchem er seine Beobachtungen die Natur und die Menschen der Neuen Welt betreffend aufreichte. Las Casas hingegen, der den transzendentalen Standpunkt des Christentums vertrat, ging systematisch vor und deduzierte das Besondere aus dem Allgemeinen.⁵⁹ Auch Las Casas war der Ansicht, daß äußere und innere Merkmale des Menschen miteinander korrespondieren. Er betonte aber hier auf die indigene Bevölkerung bezogen deren Schönheit und Anmut, um ihren guten Charakter zu beweisen. Als „idealisierende Tendenz“ läßt sich diese Vorgangsweise deshalb bezeichnen, „weil sie die indianischen Kulturen nicht in ihrer Eigenart zu fassen vermochte, sondern sie – als Waffe im politischen Kampf – mit Zügen ausstatten mußte, die mit der Realität nichts zu tun hatten“.⁶⁰

4) Die „verstehende Tendenz“

Der letzte von Erdheim angeführte Typus ist die „verstehende Tendenz“. Diese entwickelt sich dort, wo „das Fremde“ trotz aller Fremdheit das Gefühl von Vertrautheit erweckt. „Voraussetzung dazu ist die Bereitschaft des Subjektes, zwischen sich und ‚dem Fremden‘ eine gemeinsame Basis herzustellen, die tendenziell jedes Machtgefälle und damit jede Form von Gewalttätigkeit ausschließt.“⁶¹ „Das Verstehen gelingt in dem Maße, wie die Machtstrukturen, die sonst das Verhältnis zwischen erkennendem Subjekt und Erkenntnisobjekt prägen, abgebaut werden können [...]“⁶². Ein wichtiger Bestandteil dieser Tendenz gegenüber den anderen ist, daß sie die Subjektivität des Forschers in den Erkenntni-

⁵⁵ ebd. S. 22.

⁵⁶ ebd. S. 23.

⁵⁷ ebd. S. 24.

⁵⁸ vgl. ebd. S. 38.

⁵⁹ vgl. ebd. S. 39.

⁶⁰ ebd. S. 41.

⁶¹ ebd. S. 24.

⁶² ebd.

sproß miteinander. „Das Verstehen entwickelt sich aus der Fähigkeit des Wissenschaftlers zur Empathie und realisiert sich nur in der unmittelbaren, alltäglichen Konfrontation mit den Anderen. Das Irrationale wird hier zum „Nicht-Verstehbaren“. Es ist also nicht mehr das „Nicht-Beherrschbare“, „Nicht-Verwertbare“ oder „Nicht-Idealisierbare“, sondern das, in was sich der Wissenschaftler nicht einfühlen kann.⁶³ Erdheim sieht in der „verstehenden Tendenz“ diejenige, die am stärksten archaische Züge bewahrt hat und die von der Durchsetzung der Herrschaft über Menschen und Natur relativ wenig beeinflusst ist.

Versuch einer holistischen Ergänzung

Wenn den beiden Autoren gemeinsam ist, daß sie Umgangsweisen mit dem Phänomen „des Fremden“ untersuchen, so betont Schöffers Ansatz primär ein soziales Gefüge als Ganzes, was letztlich aus seiner Nähe zu systemtheoretischen Arbeiten erklärbar ist. Erdheim hingegen geht aufgrund seiner psychoanalytischen Ausbildung vom Individuum aus und betont dementsprechend die Auswirkungen und Einflüsse der Sozialisation auf den Menschen. Es liegt demnach auf der Hand, hinsichtlich eines holistischen Denkanspruchs zu versuchen, beide Ansätze zu verbinden und als gegenseitige Ergänzungen zu betrachten.

Wie sehr sich die beiden Arbeiten hierin in ihrer analytischen Funktion ergänzen, zeigt sich, wenn man versucht, die „gesellschaftliche“ Sichtweise mit der auf das Individuum bezogenen „psychoanalytischen“ in Verbindung zu setzen. Hieraus ergeben sich folgende vier Kombinationen:

1) Die entfremdende Tendenz und Fremdheit als Gegenbild

Wenn Schöffter in der „Fremdheit als Gegenbild“ das Fremde als von vornherein negativ besetzt sieht, wobei das Fremde hierdurch als das „Abartige“ und „Anomale“ gilt, womit es den Charakter der Negation der „Eigenheit“ erhält, so zeigt Erdheim, wie gerade aus der von ihm beschriebenen „entfremdenden“ Tendenz diese Polarisierung hervortritt, indem man

Angehörige fremder Kulturen ihrer Menschlichkeit so entfremdet, daß sie in ihren Handlungen und Äußerungen als unverständliche, irrationale Wesen erscheinen. Gerade dies ermöglicht s.E. auch ein Ordnungsschema, wie es in der Dichotomisierung von „Barbarentum und Zivilisation“ offenbar wird und rechtfertigt damit auch den Machtanspruch über die davon Betroffenen.

2) Fremdheit als Ergänzung und die verwertende Tendenz

Schöffter zeigt in diesem Modus von „Fremdheit als Ergänzung“ auf, wie hierbei das Fremde durch einen Wechsel von „Assimilation und Akkommodation“ für das eigene Gesellschaftssystem nutzbar gemacht wird, wobei auch hier das Fremde nicht in seiner Eigenheit belassen wird. Das Fremderleben kann sich dadurch in weiterer Folge auf die Funktion reiner Informationsbeschaffung, also „Verwertung“ reduzieren. Erdheim beschreibt hier den zumeist gescheiterten Versuch, das Wissen der indigenen Bevölkerungen für die Kolonialherrschaft nutzbar zu machen. Er meint allerdings auch, daß die Herrschenden hier bis zu einem gewissen Grad auf die Kooperationsbereitschaft der Beherrschten angewiesen sind.

3) Die idealisierende Tendenz und Fremdheit als Resonanzboden des Eigenen

Die von Erdheim attestierte „idealisierende Tendenz“ liegt eigentlich im Schnittpunkt zwischen Schöffers idealisierender Variante von „Fremdheit als Gegenbild“ und „Fremdheit als Resonanzboden“ für das Eigene. In der „idealisierenden Tendenz“ wird das, was in den anderen Formen als irrational ausgeschlossen wurde, weil es innerhalb der eigenen Gesellschaft keine Legitimation findet, jetzt als erstrebenswert in den Vordergrund gerückt. Durch diese idealisierende Grundhaltung, die selbstverständlich wieder keine reale Sicht auf das Andere ermöglicht, nimmt das Fremde die Gestalt eines Gegenbildes an, durch welches an der eigenen Gesellschaft Kritik geübt werden kann. Die Gestalt des „edlen Wilden“ ist eine wiederkehrende Metapher dieser Einstellung.

Diese Tendenz findet sich einerseits in der „Fremdheit als Resonanzboden“ wieder, da hier

⁶³ ebd. S. 25.

laut Schöffter auch die Sehnsucht nach einem vermeintlich verlorengegangenen Ganzen mitspielt, wovon das Fremde den durch diese Trennung hervorgerufenen Urgrund bildet, vor dem sich das Eigene als „Gegenstück“ abhebt. Diese Sehnsucht ist m.E. aber letztlich nur durch eine idealisierende Haltung gegenüber dieser Ganzheit und daher auch letztlich gegenüber dem Fremden möglich, da sonst vermutlich die Qualität eines „Erstrebenswerten“ nicht gegeben wäre. Andererseits findet die „idealisierende Tendenz“ einen noch weitaus stärkeren Ausdruck in der Form von „Fremdheit als Gegenbild“, sobald dieses vom negativen ins vermeintlich positive umschlägt. Ist das Fremde ursprünglich in diesem Modus noch das „Abartige“, das aus der eigenen Gesellschaft verbannt gehört, so kann diese Sicht laut Schöffter auch ins Gegenteil umschlagen und zum bereits erwähnten Bild des „edlen Wilden“ führen, der in seiner unbefangenen Glückseligkeit und Naturverbundenheit all das repräsentiert, was die eigene Kultur nicht mehr bieten kann.

4) Fremdheit als Komplementarität und die verstehende Tendenz

Diese Umgangsweise ermöglicht laut Schöffter aufgrund dessen, daß sie das Fremde nicht grundsätzlich vereinnahmt, eine partnerschaftlich dialogische Auseinandersetzung mit dem Anderen. Die Ordnungsstruktur, die hiermit in Verbindung steht, lebt von einem ständigen Oszillieren zwischen den Positionen von Fremdheit und Eigenheit, was letztendlich mit Erdheims verstehender Tendenz in Einklang zu bringen ist, die sich dort entwickelt, wo das Fremde trotz aller Fremdheit das Gefühl von Vertrautheit erweckt. Voraussetzung von seiten des Subjekts ist es hierbei, die Bereitschaft zu erbringen, zwischen sich und dem Fremden eine gemeinsame Basis herzustellen, die tendenziell jedes Machtgefälle und damit jede Form von Gewalttätigkeit ausschließt. Das Verstehen entwickelt sich dabei aus der Fähigkeit zur Empathie und realisiert sich ausschließlich durch die unmittelbare, alltägliche Konfrontation mit dem Anderen.

Diese Form des Umganges steht damit auch in Einklang mit den verschiedenen Bestrebungen von Forschungsansätzen und pädagogischen

Arbeiten, die sich mit dem Bereich der „interkulturellen Kommunikation“ beschäftigen und auf die Entwicklung von Ansätzen abzielen, die auf die Ermöglichung eines konfliktfreien Neben- und Miteinanders von Angehörigen der verschiedensten Kulturen abzielen.⁶⁴

Abschließende Bemerkungen – Das Fremde als Konstrukt

Die Vorstellung der beiden Kategorisierungsansätze und deren anschließende Verbindung stellt einen Versuch dar, einerseits Anregung für die Analyse von „Phänomenen des Fremden“ in allen Medienbereichen zu sein, andererseits sollte sie aber auch darauf aufmerksam machen, wie sehr es gerade in der rezenten Forschung gilt, einen kritischen Blick für alltägliche aber auch wissenschaftliche Begriffe zu entwickeln und diese einer sinnvollen Dekonstruktion zu unterziehen. Wenn man beispielsweise seit Mitte der siebziger Jahre eine Tendenzwende dahingehend registriert, „daß der Geist nun endlich wieder von rechts wehe, nachdem er lange genug von links geblasen habe“⁶⁵, so ziehen mit dieser ideologischen „Wende“ auch Stereotype und Begrifflichkeiten ein, die an sich unscharfen Gedankengebilden, wie dem der „Fremdheit“ eine neue Form verleihen. Sehr leicht wird dann das wiederentdeckte „nationale Phänomen“ bei der sogenannten „Neuen Rechten“ zu einem genetisch verankerten Territorialzwang im Sinne der Ethologie, und Xenophobie zur (natürlichen) Distanz zu Fremden.⁶⁶ Nur allzu schnell kann sich „der/die Fremde“ unter diesem Gesichtspunkt einer vorgeblichen „genetisch-natürlichen Abwehrhaltung“ zum „abartigen“ oder „irrationalen“ Gegenbild oder zur Bedrohung des „Eigenen“ entwickeln, wie Schöffter und Erdheim dies als eine mögliche Art des Umgangs beschrieben haben.

Wie leicht selbst ein „kritischer Journalismus“ ungewollt Stereotype und ideologisch gefärbte Bilder weitertragen kann, beschreibt beispielsweise Ralf Koch:

Die Medien spielen bei der Konstruktion von Realitäten als Zulieferer von Bildern und Erfahrungsbruchstücken eine wichtige Rolle. Wer die

⁶⁴ vgl. z.B. Karl R. Wernharts Überlegungen zur Entwicklung von „shifting identities“. Wernhart 1998. S. 52.

⁶⁵ I. Fetscher zit. nach Waldemar Hummer: *Rassismus und*

neuer Nationalismus in der Gegenwart. In: Norbert Leser (Hrsg.): *Macht und Gewalt in der Politik und Literatur des 20. Jhs.*, Wien 1985, S. 193.

⁶⁶ vgl. ebd. S. 194 f.

solchermaßen entstandenen Entwürfe kritisch analysieren will, muß sich fragen, an welche Themen und Schlagzeilen er beim Stichwort ‚Ausländer‘ oder ‚ethnische Minderheiten‘ in Deutschland denkt. Welche Zeitungsmeldungen fallen einem ein? Welche standardisierten Fernsehbilder von ‚Fremden‘ haben sich im eigenen optischen Gedächtnis eingraviert und sind als rasterhafte Wirklichkeitsschnipsel abrufbar?‘⁶⁷

Daneben hat „das Fremde“ auch in unserer (post)modernen Massenkommunikationsgesellschaft, in der man annehmen könnte, daß durch „Medienkomplexe“ wie das Fernsehen oder auch das Internet, aber auch durch den modernen Massentourismus längst eine „Entzauberung der Welt“ stattgefunden hat, immer noch die Funktion des positiv besetzten Gegenbildes zur eigenen Lebensweise. Dieser neue Exotismus zeigte sich auch bei einer Untersuchung im Rahmen einer ethnographischen Sonderausstellung, wo ein großer Teil der befragten Personen meinte, daß Menschen in manchen anderen Regionen der Welt ein glücklicheres und zufriedeneres Leben führen, als wir in unserer „hektischen Hightech-Massenkonsumgesellschaft“.⁶⁸

„Positiv“ besetzte Gegenbilder finden sich aber auch in den Unterhaltungsprodukten der Film- und Fernsehindustrie – diese möchte ich als „virtuelle Exotismen“ bezeichnen. Beispiele hierzu wären die Hollywoodepen „Rapa Nui“ und „Der mit dem Wolf tanzt“⁶⁹. Sie manifestieren sich aber ebenso in Serien, wie dem „Traumschiff“ oder einer Reihe von Gameshows, in denen immer wieder sogenannte „exotische Traumreisen“ als Preise vergeben werden. Wie weiter oben beschrieben, unterbindet aber auch eine solche idealisierende Haltung in den meisten Fällen eine offene Auseinandersetzung und Annäherung an andere Kulturen.

Betrachtet man die Ausführungen Erdheims und Schöffers auch unter dem Gesichtspunkt, daß es offensichtlich ein immer noch vorhandenes Bestreben ist, Schwierigkeiten, die sich aus dem eigenen gesellschaftlichen Reglement heraus erge-

ben, dadurch zu kritisieren, daß man kulturelle Gegenbilder erschafft, also Gesellschaften, in denen diese Probleme nicht existieren, so können Fernsehfiguren einerseits ein Ventil für eine sonst nicht ohne Ressentiments gestattete Gesellschaftskritik sein und bieten andererseits auch die Möglichkeit zur Identifikation des Zusehers mit ihnen. Eine solche Aufgabe erfüllen beispielsweise die Angehörigen außerirdischer Gesellschaften in diversen Science-Fiction Serien. Hier finden sich sehr häufig Wesensideale wie Tapferkeit, Treue, Ehrlichkeit, logisches Denken usw., die den Personen als Repräsentanten der verschiedenen Gesellschaften zugeschrieben werden und die bei den Angehörigen der eigenen Kultur scheinbar vermißt werden.

Unter diesen Gesichtspunkten können auch chiliastische Erwartungen oder die mediale Inszenierung von apokalyptischen Szenarien in Filmen von „Independence Day“ oder „War of the Worlds“ bis hin zu „Blade Runner“ und „Gattaca“ im weitesten Sinn als Bewältigungsstrategien eines „Fremden“ in Form einer unbekannten und unheimlichen Zukunft verstanden werden. Diese sollten daher auch nicht als eine Art Regression in „prälogisches“ oder „primitives“ Denken verstanden werden, sondern als Gegenpol in einer hochtechnisierten Umwelt. Lucian Hölscher schreibt beispielsweise:

Immer wieder haben utopische und apokalyptische Zukunftsentwürfe die rationale Erforschung der Zukunft nicht nur durchkreuzt, sondern auch sinnvoll korrigiert. Dabei handelt es sich nicht um einen Überhang archaischer Denkstrukturen, wie man in vermeintlich ‚aufgeklärter‘ Perspektive auf die Welt meinen könnte, sondern um ein Erbe der Aufklärung selbst. Bilder vom guten und schlechten Leben, wie sie Ernst Bloch im ‚Prinzip Hoffnung‘ (1959) nachgezeichnet hat, scheinen auch heute noch unerlässlich, damit die prognostizierte Zukunft für uns auch künftig akzeptabel bleibt.⁷⁰

Welche standardisierten Fernsehbilder von „Fremden“ haben sich im Gedächtnis eingraviert?

⁶⁷ Ralf Koch: „Medien mögen's weiß“. Rassismus im Nachrichtengeschäft, München 1996, S. 245.

⁶⁸ vgl. dazu Peter Karall: *Das lebendige Objekt. Zur Vermittlung von Geschichtlichkeit, sozialem Wandel und kultureller Differenz in ethnographischen Ausstellungen*, Diplomarbeit Wien 1999.

⁶⁹ vgl. dazu auch Robert B. Edgerton: *Trügerische Paradiese. Der Mythos von den glücklichen Naturvölkern*, Hamburg 1994, S. 11.

⁷⁰ Lucian Hölscher: *Die Entdeckung der Zukunft*, Frankfurt 1999, S. 13.

„Das Fremde“ als wissenschaftliche Kategorie wird in einer Zeit der Globalisierung und Technisierung immer fraglicher. Um Prozessen der Konstituierung von Identitäten und den Einflüssen der modernen „Massenkommunikation“ nachgehen zu können, greifen solche unscharfen Terminologien für rezente theoretische Konzepte, wie das der „Fractured Identities“ von Donna J. Haraway⁷¹ im personalen oder das der „Ethno-

scapes“ von Arjun Appadurai⁷² im gesellschaftlichen Bereich, zu kurz.

Dennoch muß die „Idee des Fremden“ in all ihren Ausformungen in der wissenschaftlichen Untersuchung der verschiedensten Alltagsphänomene mitbedacht werden. Eine Hilfestellung und Anregung für den kritischen Umgang können dabei die beiden vorgestellten Typologisierung geben.

Mag. Peter H. KARALL (1966)

Studium der Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie, Philosophie, Soziologie und Geschichte an der Universität Wien.

Forschungsaufenthalte in der VR China, Indien und Nepal.

Forschungsschwerpunkte: Interkulturelle Kommunikation, Konfliktforschung, Kunstethnologie.

⁷¹ vgl. Donna J. Haraway: *Simians, Cyborgs, and Women. The Reinvention of Nature*, New York 1991, S. 155-161; sowie Bettina Brix und Peter H. Karall: *Internet, Ironie und Identität. Donna Haraway – eine Notiz*. In:

medien & zeit 1/2000, S. 34-39.

⁷² Arjun Appadurai: *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*, Minneapolis 1998, S. 48-65.

Rezensionen

RAINER BURGER: *Theodor Heuss als Journalist. Beobachter und Interpret von vier Epochen deutscher Geschichte*, Münster: LIT Verlag 1999, 558 Seiten.

„Von Haus aus bin ich, und zwar sehr bewußt, Journalist“, sagte Theodor Heuss am Tag seiner Wahl zum ersten Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland einem Reporter der „Neuen Zeitung“. Hans-Heinrich Welchert, der Heuss seit den frühen zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kannte und verehrte, schrieb 1959 in einem Heuss-„Lebensbild: „Die Journalisten sehen in Theodor Heuss heute einen der ihren, und einen ihrer Großen.“ Der selbst verwandte die Begriffe „Journalist“ und „Publizist“, auf sich bezogen, synonym, neigte aber zum letzteren, wohl wissend, daß zu seiner Zeit, wie Max Weber es ausdrückte, der Journalist in den Augen der „Gesellschaft“ zu „einer Art von Pariakaste“ gehörte.

Rainer Burger hat es in seiner Dissertation „Theodor Heuss als Journalist“ (bei Walter Hömberg, Eichstätt) unternommen, die journalistischen Etappen im Berufsleben von Heuss „in möglichst all ihren Facetten erstmals systematisch zu untersuchen und ausführlich darzustellen“. Er räumt ein, daß Heuss „ohne seine bemerkenswerte Alterskarriere weitgehend unbekannt geblieben“ wäre (S.13), betont jedoch, daß er, ganz unabhängig von seinem Amt, „gerade für die kommunikationshistorische Forschung ein hochinteressantes Forschungsobjekt“ sei, weil er in vier wechselvollen Epochen deutscher Geschichte – vom Kaiserreich zur Bundesrepublik – als Journalist tätig gewesen sei. Eine wissenschaftliche Heuss-Biographie gab es bisher nicht; eine systematische Untersuchung seiner Tätigkeit im Dritten Reich fehlt ganz.

Neueren Überlegungen zur Theorie der historischen Biographie folgend, will Burger die dargestellte Persönlichkeit „im Konnex mit dem Gesellschaftlichen“ erfassen. Besondere Beachtung widmet er daher der „Bezogenheit von Politik und Journalismus“ bei Heuss. Auf diese Weise will er auch „das Einmalige, das Besondere“ (S.13) an der Tätigkeit von Heuss als Journalist herauspräparieren.

In der Tat gewinnt Heuss seine Bedeutung als Journalist erst aus dem Zusammenhang mit der Politik. Es war sein Wunsch, Journalismus und Politik miteinander zu verbinden. Überblickt man freilich die Ausprägungen dieser Verbindung, soweit sie ihm gelang, dann wird deutlich, daß er im Journalismus ein Sprungbrett in die Politik sah, daß ihm eine politische Funktion, sobald er sie erreicht hatte (vor allem sein Reichstagsmandat), wichtiger war als eine Fortführung journalistischer Tätigkeit neben der Politiker-Rolle, daß ihm aber Journalismus als Zuflucht und Ersatz willkommen war, wenn die politische Funktion vorübergehend wegfiel oder ihm (im Dritten Reich) gänzlich versagt wurde.

Eine isolierte Betrachtung des journalistischen Werdegangs von Heuss ergäbe, daß dieser kaum Anlaß böte, sich seiner zu erinnern. Er war Chefredakteur einer angesehenen Regionalzeitung, der *Neckar-Zeitung* in Heilbronn, Redaktionsleiter dreier marginaler politischer Zeitschriften (*März, Deutsche Politik, Deutsche Nation*) mit dominierenden Herausgebern und überaus schwachen Finanzen, schließlich in der Hitler-Zeit selbst Herausgeber und Chefredakteur der Zeitschrift *Die Hilfe*, die nach 1933 mit Absatzschwierigkeiten zu kämpfen hatte und unter politischem Druck stand, dem Heuss Ende 1936 wich. Neben und zwischen seinen (zum Teil nicht einmal bezahlten) journalistischen Leitungsfunktionen sowie nach seinem Ausscheiden aus der *Hilfe* war er als freier Mitarbeiter für zahlreiche Zeitungen und Zeitschriften tätig, darunter (mit ganzen acht Artikeln) für das NS-Renommierblatt *Das Reich*. Nach 1945 wurde er einer von drei Lizenzträgern der heute noch bestehenden Heidelberger *Rhein-Neckar-Zeitung* und gleichzeitig Kultusminister von Württemberg-Baden – ein Politiker mit Zeitungslizenz. Er lieferte Artikel, nahm aber auf das Blatt keinen Einfluß.

Burger hat in mühevoller Arbeit eine Bibliographie der noch zugänglichen Artikel von Heuss zusammengestellt, die 4.100 Beiträge umfaßt und bei der Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus in Stuttgart eingesehen werden kann. Aus dieser Fülle ergibt sich schon, daß sich der Name Theodor Heuss nicht, wie etwa Karl Kraus, Leopold Schwarzschild oder Theodor Wolff, mit einem Periodikum verbinden läßt.

Sein journalistisches Tätigkeitsprofil war eben „sehr facettenreich“ (S. 495).

Tabellen, die Burger angefertigt hat, zeigen, wie bei den Beiträgen von Heuss in den Blättern, bei denen er hauptamtlich tätig war (einschließlich *Frankfurter Zeitung*, für die er von 1941 bis 1943 als „fester freier Mitarbeiter“ schrieb) die Anteile von Feuilleton und Politik aussehen. Auch wenn man von der Zeit nach 1933 absieht, in der das Feuilleton für ihn Zufluchtsort wurde, läßt sich eine klare Orientierung nicht erkennen. Heuss selbst hat schon frühzeitig Wert darauf gelegt, „nicht einseitig in ein bestimmtes Fach gedrückt“ zu werden. Auf jeden Fall war der Feuilleton-Anteil stets hoch, ohne daß Heuss „einen eigenen feuilletonistischen Stil entwickelt“ hätte (S. 495). Herausragend waren seine biographischen Studien; im Dritten Reich entwickelte er sich in Artikeln für die *Frankfurter Zeitung* zu einem „wahren Meister dieser Stilform“. Seine Leistungen als solcher waren dann aber auch schon „von literarischem Rang“, so daß zu fragen ist, ob sie seinem eigentlich journalistischen Profil zugerechnet werden können.

Als Heuss 1905 seine Redakteurstätigkeit begann, galt Parteilichkeit für einen Journalisten nicht als Vorwurf, sondern als eine Eigenschaft, die ein „gesinnungsfester“ Journalist selbstverständlich für sich in Anspruch nahm. Heuss, aus einer württembergischen Familie „mit alter demokratischer Tradition“ stammend, war Zeit seines Lebens, auch als Journalist, ein Liberaler. Nach eigener Einschätzung war für ihn der liberale Politiker Friedrich Naumann „schlechthin lebensbestimmend“. Dessen politische, nationale, soziale, wirtschaftliche und ethische Vorstellungen wollte Heuss propagieren, einschließlich des Mitteleuropa-Konzepts, der im Ersten Weltkrieg entstandenen Idee einer Verbindung Deutschlands und Österreich-Ungarns. Dieser Idee, nunmehr allein auf Österreich bezogen, hing Heuss auch nach 1918 an. Im Jahre 1938 verleitete sie ihn dazu, den „Anschluß“ zu begrüßen.

Die Publikationen, deren Chefredakteur Heuss war – die *Neckar-Zeitung* und die vier Zeitschriften – waren nicht Parteiblätter, sondern „Partei richtungsblätter“, wie sie im liberalen Lager üblich waren. Während seiner ersten Tätigkeit für die Zeitschrift *Die Hilfe* in den Jahren 1905 bis 1912 (die zweite folgte 1932 bis 1936) trat er für ein Bündnis der Liberalen mit den Reformern in der Sozialdemokratie ein, um die „konservativ-

klerikale Mehrheit“ in Deutschland zu überwinden. Er sah sich als „loyalen Gegner der Sozialdemokratie“.

Der Begriff Loyalität hätte für Heuss freilich auch in anderen Zusammenhängen kontinuierliche Bedeutung: „patriotische Loyalität“ und „staats-erhaltende Politik“ waren für ihn „besonders hohe Güter“ (S. 488). Aus „patriotischer Loyalität“ hielt er den Ersten Weltkrieg für einen gerechten, dem Deutschen Reich aufgezwungenen Verteidigungskrieg und verzichtete bis 1917, den innenpolitischen „Burgfrieden“ respektierend, auf Forderungen nach grundlegenden verfassungs- und sozialpolitischen Reformen. Die Bejahung „staatserhaltender Politik“ ließ ihn noch Ende 1917 für einen „Kaiser im Volksstaat“ plädieren, später für den „Führergedanken“ in der Weimarer Verfassung, der dem Reichspräsidenten das uneingeschränkte Recht zur Bestimmung des Reichskanzlers geben müsse, und kontinuierlich für eine Zentralisierung des Reiches, bis hin zu einer ausdrücklichen Zustimmung zu der „Gleichschaltung“ der Länder durch Hitler. Heuss bejahte einen starken republikanischen Weimarer Staat und begrüßte dabei die personelle Kontinuität von Beamten aus dem Kaiserreich.

„Auf nationaler Grundlage staatsfördernd“ sollte *Die Hilfe* nach dem Wunsch des Verlegers Bott nach 1933 wirken (Bott war später die rechte Hand von Heuss im Bundespräsidialamt). Der Herausgeber und Chefredakteur Heuss versuchte den Kurs einer „kritischen Kooperation“ mit dem NS-Regime, der trotz partieller außenpolitischer Übereinstimmung (Eingliederung des Saargebiets, Forderung nach „Anschluß“ Österreichs und des Sudetenlands) zu drei Verwarnungen und schließlich zum Ausscheiden von Heuss aus seinen Ämtern führte. Gegen eine „Gleichschaltung“ des Geistes hatte sich Heuss beharrlich gewehrt. Er schrieb über Barlach, Liebermann und Thomas Mann.

Aus einer „Mischung von Naivität und Pragmatismus“ (S. 388) nahm Heuss das Angebot des Kollegen Karl Korn an, für *Das Reich* zu schreiben. Alle acht Artikel waren unpolitisch, die Honorare – so Heuss in einem Brief – waren „geradezu vorkriegsmäßig opulent“, die Publizität „erstaunlich hoch“. Burger meint, Heuss habe sich „zweifelsfrei inhaltlich nicht korrumpiert“. Daß die Mitarbeit gleichwohl ein erheblicher Fehler war, hat Heuss dann ausdrücklich anerkannt.

Burgers Dissertation ist eine von der Materialbeschaffung und -sichtung her außerordentlich aufwendige und insgesamt eine sehr sorgfältige Arbeit. Eilige Leser können sich auf die Zusammenfassungen zu den einzelnen Kapiteln konzentrieren. Ihnen entgeht eine faszinierende Fülle von Daten, Zitaten, Einblicken und der Erkenntnis von Zusammenhängen. Burgers Hinweis, daß eine wissenschaftliche Untersuchung der Werbetätigkeit von Elly Heuss-Knapp fehlt, sollte aufgegriffen werden.

Dietrich Schwarzkopf

ARNULF KUTSCH / STEFANIE AVERBECK (Hrsg.): KARL JAEGER: *Mitteilung statt Medium. Probleme, Methoden und Gegenstände der publizistischen Wissenschaft*. München: Verlag Reinhard Fischer 2000, 319 S.

In der Folge des 100. Geburtstags von Karl Jaeger, der im April 1887 in Hermsdorf/Erzgebirge geboren wurde und im Mai 1927 in Essen starb, haben Arnulf Kutsch und Stefanie Averbek nach jahrelangen bibliographischen und archivischen Recherchen das Leben und Werk von Karl Jaeger, dem Namensgeber der Publizistikwissenschaft, voriges Jahr fertiggestellt.

Als Gründe ihrer Publikation nennen Kutsch und Averbek die sich immer stärker abzeichnende Abkoppelung des wissenschaftlichen Fachs von seiner Entstehungsgeschichte, dessen „Umbenennung in Kommunikationswissenschaft und ... (das) allmähliche ... Verschwinden der älteren Fachbezeichnung“. Im Zuge dieser Entwicklungen „droht freilich auch dieser rudimentäre Anhaltspunkt historischer Identität im kollektiven Gedächtnis der Disziplin in Vergessenheit zu geraten“. (S. 9)

Bislang fehlte nach Angaben der HerausgeberInnen sowohl „die Einordnung der publizistikwissenschaftlichen Programmatik Jaegers in den theoriegeschichtlichen Zusammenhang der Universitätsdisziplin Zeitungswissenschaft“ als auch „eine Untersuchung zu Rezeption und Wirkung dieser Programmatik in der Zeitungswissenschaft der 20er und 30er Jahre“. (S. 260)

Obwohl Jaegers 1926 veröffentlichte Programmschrift „Von der Zeitungskunde zur publizistischen Wissenschaft“ den Beginn einer neuen dis-

ziplinären Epoche kennzeichnet, ist ihre Entstehung bisher weitgehend unerforscht geblieben.

„Bis heute, 70 Jahre nach dessen Erscheinen, besteht ebenso wenig Klarheit über Leben und Werk von Karl Jaeger wie über den Entstehungszusammenhang seines ursprünglich als ‚polemische Schrift‘ gedachten, dann aber als zeitungswissenschaftliche Habilitationsschrift ausgearbeiteten Buches.“ (S. 9)

Jaeger gilt noch heute „als einer der Ahnherrn der universitären Zeitungskunde oder Zeitungswissenschaft und darüber hinaus vor allem ihrer Nachfolgedisziplin, der Publizistikwissenschaft, die sich seit 1945 an den deutschen Universitäten durchzusetzen begann“. (S. 259)

Unter anderem mit Hilfe der hermeneutischen Methode haben Kutsch und Averbek Jaegers kurzes Leben erforscht, das vor allem von den Erfahrungen im Ersten Weltkrieg bestimmt war. Entgegen seiner vorherigen Pläne, die Laufbahn eines Berufsoffiziers einzuschlagen, entschied sich Jaeger 1919 für den akademischen Weg – womöglich aufgrund einer Kriegsverletzung. Sein akademischer Lehrer und Dissertationsleiter war der Institutsgründer der Zeitungskunde, Karl Bücher, zu dem Jaeger bald ein intensives, jedoch zugleich ambivalentes Verhältnis entwickeln sollte. Nach der Institutsgründung an der Universität Leipzig im Jahr 1916 setzte Bücher 1920 die hochschulrechtliche Gleichstellung der Zeitungskunde und das damit verbundene Promotionsrecht durch. Jaeger gehörte zur ersten Generation von Doktoranden auf dem Gebiet der Zeitungskunde, die übrigens mehrheitlich aus Kriegsheimkehrern bestand. Nach seiner Promotion bemühte sich Jaeger sowohl um sein persönliches Renommee als Lehrbeauftragter als auch um die Etablierung der Zeitungskunde als anerkannter eigenständiger Forschungs- und Lehrdisziplin in Münster. So wies er Mitte der zwanziger Jahre auf das Fehlen institutionalisierter Formen wie einer öffentlichen Fachzeitschrift oder Fachgesellschaft hin.

Sowohl sein Lehrmeister Bücher als auch Jaeger selbst lehnten ein auf Handlungslehre reduziertes Ausbildungssystem ab. Im Unterschied zu Bücher sah Jaeger die Zeitungswissenschaft nicht lediglich als „Ergänzungs-“ oder „Allgemeinbildungsfach“ im Kanon der Universitätsdisziplinen, sondern forderte eine Reglementierung des Zugangs zum Journalismus durch ein zeitungskundliches Hochschulstudium sowie die Etablierung der

Zeitungskunde als akademisches Hauptfach. Jaeger verfaßte 1926 den ersten Studienführer des Fachs, das Bändchen „Zeitungswissenschaft“. Ziel des Studienführers war nach eigenen Angaben, „zum Beruf des Journalisten zu führen und zum Studium der Zeitungswissenschaft“. (S. 73) Damit vertrat Jaeger eine „akademische Vorbildungskonzeption, in der ein akademisches Fachstudium im klassischen Sinne und das Studium der Zeitungswissenschaft einander ergänzten“. (S. 73 f.)

Nachdem Jaeger seine beruflichen Ziele nicht erreicht hatte – weder die Anerkennung seiner Habilitationsschrift durch seinen Betreuer, den Neuzeithistoriker und Zeitungskundler Martin Spahn noch die Erlangung der Lehrtätigkeit in Köln –, verschlechterte sich durch die psychischen Belastungen sein ohnehin durch den Krieg stark angegriffener Gesundheitszustand. Jaeger, der bereits in jungen Jahren eine für die Kommunikationswissenschaft richtungsweisende Erkenntnisperspektive formuliert hatte, starb an den Folgen seiner Herz- und Nierenkrankheit. Er entwickelte sich posthum zum Wegbereiter einer theoretisch fundierten Zeitungskunde.

Gelungen ist den HerausgeberInnen ihr Vorhaben, „eine kritische Dokumentation“ der ausgewählten Texte Jaegers, seiner Dissertation sowie seiner Artikel für Tages- und Fachpresse, zusammenstellen. Anhand dieser Dokumentation zeigen sie auf, daß Jaeger zwar „weitsichtige, theoretisch und methodologisch jedoch nicht weiter fundierte Ideen für die Transformation der Zeitungskunde in einer ‚publizistischen Wissenschaft‘ formulierte“. (S. 13 f.)

Jaegers Nachlaß stellt kein in sich geschlossenes Werk, sondern vielmehr eine Vielzahl verstreut publizierter Bruchstücke dar. Kutsch und Averbek haben 23 ausgewählte Texte seiner zahlreichen Veröffentlichungen im Sinne unterschiedlicher Schwerpunkte zusammengetragen. In „Probleme, Methoden und Mittel der publizistischen Wissenschaft“, den ersten Teil ihrer Dokumentation von Jaegers Schriften, stellen Kutsch und Averbek Jaegers Publikationen zu Definition und Positionierung der publizistischen Wissenschaft sowie dessen Zukunftserwartungen an die damals sehr junge Disziplin.

Das darauffolgende Kapitel versammelt unter dem Titel „Berufsvorbildung des Journalisten“

Jaegers Konzepte zur Etablierung eines öffentlich anerkannten (akademischen) Journalismus. Seine laut Kutsch und Averbek eher „traditionell zeitungskundliche Diagnostik und Prognostik über Gegenwart und Zukunft der Zeitung“, „sowie sein gleichfalls traditionell zeitungskundliches, aus seiner Dissertation resultierendes Spezialgebiet, die ‚Presse des Deutschlands im Ausland‘“ bestimmen das nächste Kapitel. Jaeger geht hier unter anderem auf die kriegerischen Gefahren von Propaganda und auf die daraus gezogenen öffentlichen Konsequenzen ein:

„Übriggeblieben aus der bewegten Zeit von 1919 bis 1921 ist eines: die Erkenntnis der Macht der Presse in weitesten Schichten unseres Volkes, besonders auch unter den Führern, oder besser noch: der Glaube an die Macht der Presse.“ (S. 175)

Seine Vorschläge zur standortpolitischen Debatte über die Zeitungswissenschaft in Westfalen bestimmen den letzten Teil dieser Dokumentation.

In ihrem abschließenden Kapitel des vorliegenden Buches „Das Fachstichwort: Publizistische Wissenschaft versus Zeitungskunde“ bemühen sich die beiden HerausgeberInnen Kutsch und Averbek um eine theoriegeleitete Trennung der beiden Disziplinen „Publizistische Wissenschaft“ und „Zeitungskunde“. Da die Zeitungswissenschaft als Prüfungsfach weitgehend nicht zugelassen war, setzte Mitte der zwanziger Jahre eine „Soziologisierung“ der Zeitungswissenschaft ein. Das führte laut Kutsch und Averbek zu einer Trendwende: „Nicht die Zeitung stand Ende der 20er Jahre im Zentrum der Zeitungswissenschaft, sondern ihre Funktion in der und für die Gesellschaft.“

Jaeger fand in der „Mitteilung“ die „Urzelle“ der Zeitung und damit auch die Lösung des publizistikwissenschaftlichen Problems: „Man muß deshalb die Untersuchung auf jegliche Form, die die Mitteilung annehmen kann, ausdehnen ...“. (S. 263)

Diese Edition, in der Kutsch und Averbek Jaegers Werk im wissenschaftshistorischen Kontext analysieren, kann als eines der geschichtlichen Basiswerke der Publizistik- und damit der Kommunikationswissenschaft gewertet werden.

Silvia Nadjivan

Publizistik-Shop

Ein Buch-Shop des WUV

**Willkommen in der Welt
des Wissens**

Publizistik-Shop

1180 Wien

Kutschergasse 23

Tel.: 407 77 80

Öffnungszeiten

Mo – Fr 9.30 bis 17 Uhr

Fachbücher und Skripten

- Rezeptionsforschung
- Journalismus
- Radio
- Film und Fernsehen
- Neue Medien
- Medien allgemein
- PR und Werbung
- Medienpädagogik
- Technologie und Ökologie
- Recht
- Information und Dokumentation
- Kultur und Cultural Studies
- Gender
- Theorie
- Philosophie und Semiotik
- Medienpsychologie

Copycards

Mit *einer* WUV | Copycard kannst Du sämtliche Kopiergeräte am Institut sowie 200 weitere in ganz Wien (z. B. an der UB) benutzen.

NEUERSCHEINUNG



Wolfgang Pensold

Die Welt aus erster Hand

Als das Fernsehen nach Ottakring kam

1955 startet der Österreichische Rundfunk sein Fernsehprogramm.

Das Buch basiert auf einer Oral-History-Studie.

Zu Wort kommen 20 Ottakringer Zeitzeugen über ihre persönlichen Erlebnisse mit dem aufkommenden Fernsehen. „Das war fa-fa-fa-fantastisch!“

Schriften des Ludwig Boltzmann Instituts für neuere österreichische Kommunikationsgeschichte, Band 1

151 Seiten, brosch., illustr., öS 150,-
Wien: Literas-Universitätsverlag, 1999
ISBN 3-85429-158-2

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

ZN: 44668W87E

medien & zeit

A-1180 Wien, Postfach 442

P.b.b.,
Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1090 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien